MONOGRAPHIEN ZUR
FRAUENKUNDE UND KONSTITUTIONSFORSCHUNG
FORTSETZUNG DER MONOGRAPHIEN ZUR FRAUENKUNDE
UND EUGENETIK, SEXUALBIOLOGIE UND VERERBUNGSLEHRE
HERAUSGEGEBEN VON DR. MAX HIRSCH, BERLIN

NR. 12

KONSTITUTION UND CHARAKTER

BEARBEITET VON

PROFESSOR DR. *G. EWALD*, ERLANGEN / DR. MED. ET PHIL. *K. HILDEBRANDT*, BERLIN-WITTENAU DR. *M. HIRSCH*, BERLIN / PROFESSOR DR. *H. HOFFMANN*, TÜBINGEN / GEH. MED.-RAT PROFESSOR DR. *F. KRAUS*, BERLIN / PRIV.-DOZ. DR. *A. KRONFELD*, BERLIN / PROFESSOR DR. *E. UTITZ*, HALLE

HERAUSGEGEBEN VON

DR. MAX HIRSCH
BERLIN



1 9 2 8

LEIPZIG / VERLAG VON CURT KABITZSCH


Digitized by Google



MONOGRAPHIEN ZUR
FRAUENKUNDE UND KONSTITUTIONSFORSCHUNG
FORTSETZUNG DER MONOGRAPHIEN ZUR FRAUENKUNDE
UND EUGENETIK, SEXUALBIOLOGIE UND VERERBUNGSLEHRE
HERAUSGEGEBEN VON DR. MAX HIRSCH, BERLIN

NR. 12

KONSTITUTION UND CHARAKTER

BEARBEITET VON

PROFESSOR DR. *G. EWALD*, ERLANGEN / DR. MED. ET PHIL. *K. HILDEBRANDT*, BERLIN-WITTENAU DR. *M. HIRSCH*, BERLIN / PROFESSOR DR. *H. HOFFMANN*, TÜBINGEN / GEH. MED.-RAT PROFESSOR DR. *F. KRAUS*, BERLIN / PRIV.-DOZ. DR. *A. KRONFELD*, BERLIN / PROFESSOR DR. *E. UTITZ*, HALLE

HERAUSGEGEBEN VON

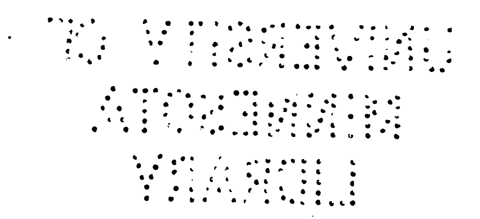
DR. MAX HIRSCH
BERLIN

CK

1 9 2 8

LEIPZIG / VERLAG VON CURT KABITZSCH

PRINTED IN GERMANY



DRUCK VON F. E. HAAG IN LEIPZIG

Vorwort

Die folgenden Abhandlungen über „Konstitution und Charakter" sind Referate, welche in einer zweitägigen Sitzung der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Konstitutionsforschung zu Berlin" am 18. und 19. November 1927 gehalten worden sind.

Die Wahl des Themas ist nicht einem zufälligen Antriebe entsprungen in der Art, wie meist die Tagesordnungen wissenschaftlicher Gesellschaften zustande zu kommen pflegen. Sondern mit der Wahl des Themas „Konstitution und Charakter" folgt die Gesellschaft einem inneren Gesetz, einem Zwange der Notwendigkeit. Dieser führt zurück in das Jahr 1920, wo die Beziehungen von „Innerer Sekretion und Sexualität" Gegenstand einer zweitägigen Verhandlung gewesen sind. Drei Jahre später wurde in einer wiederum zweitägigen Sitzung das Thema „Sexualität und Konstitution" in mehreren Haupt- und zahlreichen Nebenreferaten erörtert. Jetzt schließt sich als Krönung das Thema „Konstitution und Charakter" an. Die Zwischenzeit wurde benutzt, um diesen weitgespannten Rahmen mit Einzelvorträgen auszufüllen.

Dieser Rückblick auf die Arbeit der „Ärztlichen Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Konstitutionsforschung" während der letzten 7 Jahre scheint der besonderen Beachtung wert. Sie unterscheidet sich von der meist gepflegten Arbeitsweise wissenschaftlicher Gesellschaften, deren Einzelvorträge gewissermaßen aus dem Zufall des Tages geboren werden, durch ihren organischen Aufbau. Ich glaube sagen zu dürfen, daß ein solcher auf weite Sicht und in weitem Rahmen angelegter und erledigter Arbeitsplan besonders geeignet ist, medizinische Forschung und ärztliche Heilkunst zu fördern.

Mit den hier folgenden Abhandlungen über Konstitution und Charakter darf, so glaube ich, die „Ärztliche Gesellschaft für Sexualwissenschaft und Konstitutionsforschung zu Berlin" den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die Charakterforschung in den Wissenschaftskreis des Arztes eingeführt zu haben.

Max Hirsch, Berlin.

Inhaltsverzeichnis

Ärztliche Heilkunde und Charakterforschung

Von **Max Hirsch**, Berlin

Indem wir Konstitution und Charakter zum Gegenstand unserer Verhandlungen machen, dringen wir zum Kernproblem dessen vor, was wir unter dem Begriffe der Persönlichkeit zusammenzufassen gewöhnt sind.

Für die Behandlung des Themas ist es von grundlegender Bedeutung, aus welcher Gedankensphäre bzw. aus welchem Forschungsgebiet man an das Problem herangeht. Man kann es tun aus der Blickrichtung des philosophischen Forschers — von der singularen Erscheinung Nietzsche'schen Sehertums ganz zu schweigen —, indem man wie Dilthey, Jaspers, Driesch, Scheeler, Stern, Utitz, die Persönlichkeit zu erfassen versucht aus ihrer Stellung zu Lebensfragen, zu Religion und Gesellschaft. Und indem man auf diese Weise Weltanschauungstypen herauszuarbeiten sich bemüht. Oder man kann es tun, indem man wie Spranger die Wertauswirkung der Persönlichkeit betrachtet in Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst, Staat und Gesellschaft. Oder indem man, wie Scheeler, die religiös-ethischen Kriterien Sünde und Reue zu Maßstäben wählt. Oder indem man, wie Ludwig Klages, die Ausdrucksformen der Person in dualistisch-antithetisch-metaphysischer Weise zu ordnen und ein von moralischen und religiösen Wertungen freies Weltbild darzustellen versucht.

Abseits davon steht Weininger, welcher die Menschen gruppiert nach ihrem Gehalt an männlicher und weiblicher Substanz. Diese aus philosophischer Reflexion gewonnene Einteilung ist für die ärztliche Heilkunde und Charakterforschung von grundlegender Bedeutung, zumal die exakte Biologie sie in ihren wesentlichen Zügen bestätigt hat. Die durch Keimanlage und endokrinen Chemismus bedingte Differenzierung des Geschlechts führt nicht nur zu sinnfälligen Unterschieden in Bau und Funktion der Organe, sondern auch zu spezifisch männlichen und weiblichen Reaktionen geistiger und seelischer Art.

Soweit die philosophische Betrachtungsweise.

Man kann aber auch aus der Blickrichtung der experimentellen Psychologie an diesen Fragenkreis herantreten, wie Jaensch,

Bühler, Krüger u. a. es tun und so zu psychologischen Typen vorzudringen versuchen. Ihre Forschung ist bemüht, den Charakter mittelbar durch Experiment und Beobachtung zu erschließen, mag sie nun das Problem aus phänomenologischer, strukturanalytischer, psychodynamischer oder konstitutiver Richtung angreifen.

Man kann endlich auch auf medizinischen Wegen das Persönlichkeitsproblem zu lösen und etwa wie Jung und Kretschmer durch das Einfallstor der psychiatrischen Klinik, oder wie Fr. Kraus, v. Bergmann, v. Weizsäcker, durch das der inneren Klinik vorzustoßen versuchen. Dieser Weg führt meist über die Lehre von der Konstitution.

Dabei muß man sich natürlich ganz frei machen von dem alten Konstitutionsbegriff, welcher der allgemeinen Pathologie angehört und die Reaktionsfähigkeit des Organismus auf krankmachende Einflüsse zum Ausdruck bringt. Denn dann bewegt man sich im Rahmen rein medizinischen Denkens, welches allein auf den Heilzweck abgestellt ist. Sobald man aber die Empfänglichkeit für die mannigfachen Reize der Umwelt in Rechnung stellt, betritt man den viel breiteren Boden der Lebenslehre und findet den Ausgangspunkt für diejenigen Fragen, welche uns heute beschäftigen.

Es versteht sich von selbst, daß die ärztlichen Referenten des heutigen Abends aus dem Erlebnisbereich des ärztlichen Berufes, aus den Erfahrungen und Erkenntnissen des Physio- und Psychopathologen schöpfen werden. So werden wir hier bei vollem Bewußtsein der Einseitigkeit dieses Vorgehens eine dem ärztlichen Gedankenkreis angemessene biologische Einstellung zum Charakterproblem in den Vordergrund rücken. Eine Einstellung, welche nicht nur in dem körperlichen, sondern auch in dem seelischen Geschehen eine Folge von Reiz und Wirkung sieht.

Während die Konstitutionsforschung sich heute bereits einen festen Platz in Medizin und Heilkunde errungen hat und ihn immer weiter auszudehnen im Begriffe ist, steht die ärztliche Charakterkunde noch in ihren ersten Anfängen. Ja, man kann sagen, daß sie über allgemeine Feststellungen, wie sie von alters her im Meinungsaustausch der Menschen untereinander und übereinander gemacht zu werden pflegen, kaum hinausgekommen ist. Das ist umso merkwürdiger, als gerade der Arzt in der Lage ist, nicht nur tiefste Erkenntnisse über den Charakter des Menschen in Gesundheit und Krankheit zu gewinnen, sondern auch diese Erkenntnisse für die erfolgreiche Ausübung seines Heilberufes nützlich zu verwenden.

Der Grund, weswegen die Charakterologie heute noch nahezu ein Fremdling ist in der medizinischen Wissenschaft, mag in dem Mißtrauen begründet sein, welches der noch immer auf die allein seligmachende

sogenannte exakte Forschung eingeschworene Mediziner gegen eine Wissenschaft hegt, welche nicht mit Hilfe der gewohnten Forschungsmittel des Laboratoriums betrieben werden kann. Denn noch bis vor kurzer Zeit wurden alle Bemühungen der Forschung, welche nicht mathematisch-physikalisch begründet werden konnten, als unwissenschaftlich abgelehnt.

Diese ablehnende Haltung gegen die „nichtexakte Forschung" geht aber an der fundamentalen Tatsache vorbei, daß „exakt" in methodologisch einwandfreiem Sinne außer der reinen Logik nur die quantitativ begründeten Wissenschaften sind. Zu diesen aber gehört die medizinische Forschung nicht, da sie kaum je mit absoluten Größen, sondern meist mit Eigenschaften, Werturteilen und Fiktionen arbeitet.

Auch die Konstitutionstypen sind keine exakten Größen. Trotz der anthropologischen Messungen und trotz der mathematischen Behandlung mit Hilfe von Variationsreihen u. a. Sie erwecken nur den Anschein der Exaktheit. Sie sind schon deswegen nicht exakt, weil die Messungen immer nur eine kleine Gruppe von Merkmalen betreffen und den größten Teil von ihnen unberücksichtigt lassen. Gilt das schon für die morphologischen Merkmale, so noch vielmehr für die funktioneller oder gar seelischer Art.

Mit mathematischen Formeln, mit Maß und Zahl ist die Phänomenologie des Lebens nicht zu lösen. Die induktive Forschungsmethode in Ehren, aber ohne Deduktion geht es nicht. Sie ist es, welcher der Fortschritt der Wissenschaften die größten Antriebe verdankt.

Den Fragen nach der seelischen Struktur der Persönlichkeit vollends, nach dem Charakter, als der Summe aller Gefühls- und Willensmerkmale, ist mit den Forschungsmitteln mathematisch-physikalischer Art allein überhaupt nicht beizukommen. Alles Messen und Zählen, alles Vergleichen und Zusammenstellen wird letzten Endes über sporadische Teilergebnisse nicht hinausführen.

Die Charakterologie ist auf andere als zahlenmäßige Normen angewiesen. Ihre Maßstäbe sind die Eigenschaften, deren Benennung und Gruppierung ohne Werturteile gar nicht möglich ist. Diese Werturteile wiederum sind das Produkt von Vorstellungen, von Gedankenverbindungen, die mehr oder weniger gefühls- und triebmäßig zustande kommen. Und letzten Endes den eigenen Charakter des Autors widerspiegeln.

Die von manchen Seiten geforderte Trennung einer theoretischen Charakterologie als reiner Erkenntniswissenschaft von der Charakteraxiologie als Wertwissenschaft ist ein Wunsch- und Truggebilde. Eine reine Seinserkenntnis ohne Wertbildung kann es in der Charakterkunde nicht geben.

In diesen methodologischen Schwierigkeiten ist die Abneigung der medizinischen Wissenschaft gegen die Charakterlehre begründet. Wie wir gesehen haben, mit Unrecht. —

Wenn trotzdem in der letzten Zeit Anfänge einer freundlicheren Einstellung hier und da zu bemerken sind, so ist der Ursprung dieser Wandlung zunächst in rein praktischen Erwägungen im Sinne der Arbeitswissenschaft und Psychotechnik begründet gewesen. So z. B. in der Rücksicht auf wirtschaftliche Vorteile mit der Absicht, die Menschen nutzbringend in den Arbeitsprozeß einzuordnen oder in dem Bestreben, die Erziehung der jungen Generation durch Fähigkeits- und Eignungsprüfungen vor den schädlichen Wirkungen des Massenbetriebes zu bewahren und auf diese Weise körperliche, geistige und seelische Kräfte einzusparen.

Neben diesen praktischen Erwägungen aber ist ein mächtiger Anstoß in den letzten beiden Jahrzehnten aus dem Lager der Psychiatrie gekommen. Die Psychiatrie ist nach jahrzehntelangem Sammeln und Registrieren ihres Beobachtungsmaterials dazu übergegangen, aus den Bildern seelischer Abartungen und Erkrankungen die Bausteine für eine Charakterologie des Gesunden zusammenzutragen und hat so der Charakterkunde einen tragfähigen, auf Erfahrungswissen ruhenden Boden geschaffen.

Der Anstoß ist ausgegangen von Bleuler, welcher durch das Krankheitsbild der Schizophrenie in genialer Intuition die ganze psychologische Lehre und, wenn ich so sagen darf, das Konstitutionsbild der Menschheit aufgehellt hat. Von Kretschmer, welcher durch die Darstellung der Beziehungen von Körperbau und Charakter eine weitgehende Ordnung des psychiatrischen Erfahrungswissens geschaffen hat und von dieser Plattform der psychiatrischen Pathologie aus in die Sphäre des Gesunden vorgestoßen und damit tief in das Leben eingedrungen ist. Und endlich von Freud, welcher durch Analyse des menschlichen Trieb- und Affektlebens der Psychologie weite Strecken Neuland erschlossen hat. Besonders bemerkenswert erscheint der Hinweis auf die innere Beziehung der von der Psychoanalyse entschleierten Lebens- und Todestriebe zu den Grundelementen der Lehre von Klages: Leben — Seele, Geist — Wille.

Für die Charakterforschung freilich ist die Psychoanalyse erst wirksam geworden, seitdem sie unter Führung von Adler und Jung sich von der schematischen Triebanalyse und Symboldeutung freigemacht hat.

In engster Verbindung mit diesen Erscheinungen auf psychiatrischem und psychologischem Forschungsgebiete steht die Struktur des

Zeitbilds der Gegenwart. Es trägt das Gepräge einer Zeit des Übergangs, in welcher alt anerkannte Formen des Staats- und Gesellschaftslebens, hergebrachte Gesetze in Kunst und Literatur zerbrochen und neue noch nicht gefunden sind.

In solchen Zeiten ist auch der Einzelmensch in seinem Gleichgewicht erschüttert. In solchen Zeiten des Übergangs, der Wende oder, wenn man will, auch der Verwirrung bildet sich ein Menschentyp heraus und tritt bemerkbar und auffallend in die Erscheinung: Der Typ des mit sich selbst zerfallenen Neurotikers. Gerade das Neurosenproblem ist gegenwärtig wichtiger Gegenstand medizinischer Erörterung, und die Heilung der Neurose wohl die bedeutendste Aufgabe ärztlicher Psychotherapie. Der Weg zur Heilung aber führt über die Analyse der Persönlichkeit. So fordert das Zeitbild der Gegenwart die Charakterforschung geradezu heraus. Und so gewinnt andererseits die Lehre vom Charakter aus den Lebenserscheinungen der Gegenwart Anregung und Zuwachs.

Diese kommen denn in der Tat im medizinischen Schrifttum der letzten Jahre lebhaft zum Ausdruck. Sie sind geknüpft an die Namen Jaspers, Fr. Kraus, Bleuler, Kehrer, Binswanger, Kretschmer, Hoffmann, Ewald, Kronfeld, Birnbaum, Schilder, Schneider, Adler, Jung u. a.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Arzt als Naturforscher und Biologe an das Charakterproblem von den Grundlagen biologischer Mechanismen aus herantritt. Und so ist es verständlich, daß er die Verankerung der Persönlichkeit in Konstitution und Erbanlagen sucht und findet und damit die Charakterologie in genetisch-dynamische und entwicklungsphysiologische Bahnen drängt.

Insbesondere durch die Feststellung der Vererbung erfährt der Umkreis der biologischen Grundlagen des Charakters eine wesentliche Erweiterung und Bereicherung. Denn das Studium der Vererbung einzelner Charakterelemente liefert wichtige Beiträge zur Analyse des Charakteraufbaus. Es gibt der Forschung gewissermaßen die biologische Kontrolle in die Hand, indem es die Frage prüft, ob die Charaktermerkmale selbständigen Erbanlagen entsprechen.

In diesem Sinne hat insbesondere Hoffmann das Problem des Charakteraufbaues durch erbbiologische Persönlichkeitsanalyse zu erweitern versucht. Es handelt sich darum, für die psychischen Eigenschaften die genotypische Bedingtheit festzustellen und die Strukturbeziehungen der psychischen Elemente oder Radikale zueinander zu ergründen. Hinter die auf deskriptiven Einzelmerkmalen aufgebauten empirischen Typen treten damit besondere Bildungsgesetze.

Die Ergebnisse dieser Betrachtungsart müssen notwendigerweise konvergieren mit der rein psychologischen Richtung, welche die Wesensverschiedenheit des Grundcharakters und des empirischen Charakters unterscheidet. Ersterer stellt gewissermaßen den Genotypus, letzterer den Phänotypus dar. Man spricht in gleichem antithetischen Sinne auch von Erscheinung und Wesen, von Urbild und Maske, von Wesensanlagen und Ausstattungsanlagen, zentralen und peripheren Anlagen, Kern und Schale.

Der Grundcharakter ist das, was der Mensch im Grunde ist. Die Summe der ererbten Anlagen, welche sein Wesen, seine Eigenart ausmachen. Dieses ist meist verdeckt von den Ausstattungsanlagen, denjenigen Fähigkeiten und Kräften, welche der Mensch durch Betätigung seiner Wesensanlagen unter der Einwirkung der Umwelt und oft im Kampfe mit ihr, mit seinen Trieben entwickelt. Sie bilden seinen empirischen Charakter. Er ist wandelbar und abhängig von Alter, Lebensumständen, Erlebnissen. Auch alle Abnormitäten, Krankheiten, Schwächen und Neigungen gehören ihm zu. So ist er von einschneidender Bedeutung für die Leistung des Menschen. Für seine Entwicklung ist ein gewisser individuell verschieden breiter Spielraum personaler Selbstbestimmung gegeben. Darin liegt seine Bedeutung für die ärztliche Heilkunde.

Der überaus wichtigen geophysischen Beziehungen von Charakter und Landschaft, sowie der Frage nach der rassenmäßigen Bedingtheit der Charaktereigenschaften sei hier eben nur gedacht.

Diese weite Absteckung des Fragenkreises zeigt, daß die biologische Charakterforschung nicht nur auf den Kern der Persönlichkeit, auf die primäre oder zentrale Anlage, wie Klages und Prinzhorn tadelnd hervorheben, sondern auch — vielleicht sogar mehr noch — auf die Ausstattungsanlagen, die sekundäre oder periphere Entfaltungsform, und auf die formende Kraft der Umwelt gerichtet ist.

Es leuchtet ein, daß die praktische Heilkunde gerade aus dieser weitgreifenden Betrachtungsweise wichtige Richtlinien und Bereicherung gewinnen muß.

Neben den psychiatrischen, psychologischen und erbbiologischen Beobachtungen und Erkenntnissen wird der ärztlichen Charakterforschung wichtige Förderung zuteil aus konstitutionsbiologischer Richtung. Diese Hilfe ist besonders willkommen, da das Bedürfnis nach exakter Methodik hier am weitesten befriedigt werden kann. Die Konstitution als biologisch-somatisches Objekt ist unseren Sinnen zugängig. Ist in seinen morphologischen und funktionellen Bestandteilen in gewissem Grade sichtbar, wägbar und meßbar. Daher liegt es nahe, daß die medi-

zinische Charakterforschung von den durch die Konstitution gegebenen Größen ausgeht und von ihnen zum Charakter vordringt.

Die Synthese von Konstitution und Charakter vollzogen und damit der Forschung fruchtbaren Antrieb gegeben zu haben, ist das Verdienst von Kretschmer. Er hat auf dem Boden der klinischen Empirie in eine Richtung vorgestoßen, in welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Rahmen naturphilosophischer Betrachtung Carl Gustav Carus die „Symbolik der menschlichen Gestalt" gesucht hat.

Indem die Lehre von Kretschmer bestimmte Körperbauformen bestimmten psychischen Krankheitsbildern zuordnet, und indem sie von dieser Plattform aus über die Pathologie hinaus in die Erscheinungswelt des Gesunden hinübergreift und eine biologische Affinität zwischen Körperbau und Charakter herstellt, gibt sie der Charakterlehre den realen Boden der Empirie und bereichert die Heilkunde mit einem Rüstzeug, welches ihr bis dahin, von der durch die Intuition des einzelnen Arztes gewonnenen Berufserfahrung abgesehen, gefehlt hat.

Mag man die von Kretschmer vorgenommene Typenordnung im einzelnen annehmen oder ablehnen, für das ärztliche Erkennen und Handeln bedeutet sie einen überaus fruchtbaren Weg. Dieser Nutzen bleibt bestehen, selbst wenn man so weit gehen wollte, nichts weiter anzuerkennen als die Zugehörigkeit des pyknischen Körperbaus zum manisch-depressiven Formenkreis. Aber das wäre natürlich viel zu wenig.

Außer den durch den Körperbau gegebenen Faktoren hat die Charakterforschung sich auch der Handschrift und anderer Ausdrucksmittel (Mimik, Sprechweise, Stil, Gang, Lachen usw.) bedient. Hier liegen die Uranfänge aller Charakterforschung, welche von alters her aus Merkmalen des Gesichts und seines Ausdrucks Schlüsse auf das innere Wesen des Trägers, seine Neigungen, Triebe, Gefühle, Leidenschaften, sein Denken und Wollen gezogen hat. Ansätze zur Physiognomik finden sich schon bei Aristoteles, Cicero und Galen.

Wegbahnend hierin ist neuerdings Ludwig Klages vorangegangen. Er wurde zum Begründer einer umfassenden Ausdruckslehre, welche in ihrer Weite und Tiefe und Mannigfaltigkeit weit über Lavater, Piderit, Hughes, Mantegazza hinausgeht und sich am engsten noch an Carus anschließt.

Ich bin der Meinung, auch die Ausdrucksformen sollten als organische Leistungen in das einbezogen werden, was wir mit der „Konstitution" zusammenzufassen pflegen.

Eine wichtige materielle Basis endlich findet die ärztliche Charakterforschung in den Ergebnissen der Lehre von der inneren Sekretion.



Die gleichsinnige Abhängigkeit körperlicher und psychischer Entwicklung von der Tätigkeit der endokrinen Drüsen weist auf einen inneren Zusammenhang zwischen Körperbau und Charakter hin. Als Beispiel hierfür sei an den Hochwuchs und an den Fettwuchs bei Störungen der Keimdrüse, an die Pubertas praecox bei Störungen der Zirbeldrüse, an Myxödem bei Störungen der Schilddrüse und an die verschiedensten Grade von Infantilismus und Intersexualität, sowie an die psychischen Folgen der Frühkastration erinnert. Alle diese Störungen der Körperform und Körperleistung sind mit einer Änderung der geistigen und seelischen Verfassung des Individuums verbunden. Man kann also sagen, daß dem Charakterbilde auch eine endokrine Formel innewohnt.

Durch die ganze Geschichte der Heilkunde zieht sich der Gedanke, daß Temperament und Charakter von den Säften des Körpers abhängig seien. Angefangen mit den berühmten Kardinalsäften oder den vier Qualitäten des Corpus Hippocraticum, deren Geltung bis auf den heutigen Tag durch das Bedürfnis nach Ordnung und Einteilung menschlicher Wesensart bestimmt ist. Allerdings darf nicht verkannt werden, daß diese alte Humorallehre nichts weiter ist als eine dunkle Vorstellung von der Bedeutung der Körperflüssigkeiten, und daß sie mit der heutigen Wissenschaft vom endokrinen Stoffwechsel und seinen Zusammenhängen mit dem sympathischen Nervensystem nichts gemein hat.

Auch die Temperamente haben in gewissem Maße ihr anatomisches Substrat. Nicht nur im Gehirn mit allen seinen Nebenapparaten unter denen das zentrale Höhlengrau und der Hirnstamm für die Lehre von den Affekten besondere Geltung haben, sondern auch in der organischen, chemischen und physikalischen Beschaffenheit des Blutes und der Körpersäfte, in den endokrinen Drüsen und dem mit ihnen aufs engste zu einem System verbundenen vegetativen Nervenapparat. Sie liefern das Substrat, aus welchem sich die Triebe, Fähigkeiten und Wollungen entwickeln.

Diese Erfahrungstatsachen, durch welche das Persönlichkeitsproblem zu einem morphologischen und die Betrachtungsweise zu einer dynamischen wird, berechtigen dazu, die Lehre von der inneren Sekretion und die Konstitutionswissenschaft geradezu als die biologischen Eckpfeiler der ärztlichen Charakterforschung zu bezeichnen.

Die somatisch-dynamische Betrachtungsweise hat für die ärztliche Charakterforschung deswegen besondere Bedeutung, weil psychologisch-philosophische Spekulation lange Zeit das Feld unumschränkt beherrschten. Diese als Psychologismus bezeichnete und gebrandmarkte Methodik darf als überwunden gelten, seitdem die Konstitutionsforschung die Grenzen der gestaltlichen Betrachtungsweise überschritten und unter

Führung von Kraus das Problem der Tiefenperson physikalisch zu enträtseln unternommen hat.

Um Mißverständnisse zu verhüten, sei — wie im Anfang schon — hier noch einmal betont, daß in der naturwissenschaftlich-biologischen Betrachtungsweise nur eine Art der Charakterforschung gesehen werden kann. Aber sie ist die dem ärztlichen Forscher angemessene wesensverwandte Methode und liefert der Charakterlehre die materiellen Grundlagen. —

Anfang und Wesen aller Charakterforschung besteht darin, daß die Komplexheit der Persönlichkeit aufgelöst und ihre biologische Grundformel festgestellt wird. Bei diesem Unterfangen wird sogleich die Erkenntnis offenbar, daß wir vorerst nur einige wenige Teile in der Hand haben, und daß das geistige Band fehlt, welches sie zu einem Ganzen oder zu einem System vereinigen könnte.

Gleichwohl gibt es schon jetzt in der Charakterkunde der Systeme viele, in welchen der jeweilige Autor unter Hervorhebung bestimmter Seiten des Charakters eine Auflösung der Persönlichkeit und eine Typenordnung versucht.

So verdienstvoll diese Unternehmen im einzelnen sind, so sehr man mit jedem von ihnen zu neuen Erkenntnissen vordringen kann, so wird doch eine einheitliche Zusammenfassung der Charakterologie in Weg und Ziel damit kaum erreicht werden. Der tiefste Grund liegt in dem Problem selbst. Läßt sich die Natur an sich schon schwer in ein giltiges System fassen, um wieviel weniger ein in alle Richtungen des Denkens und Fühlens auseinanderfließendes Problem wie das des Charakters.

Dabei darf nicht übersehen werden, daß alle Systematisierung und Typisierung lebender Organismen und besonders menschlichen Wesens unvollkommen und trügerisch ist. Sie scheitert an der Mannigfaltigkeit der Natur, deren Entwicklung überall in Übergängen erfolgt. Denn Variabilität ist die Grundeigenschaft alles Organischen. Auf sie ist letzten Endes die begriffliche Divergenz zwischen Wirklichkeit und Typus zurückzuführen. Wirklichkeit, dargestellt durch Konstitution und Charakter. Das Wesen beider ist gekennzeichnet durch die Besonderheit und Einmaligkeit des Individuums in Bau und Funktion des Körpers. Der Typus dagegen stellt eine Musterform dar, welche die Eigenschaften einer Anzahl verwandter Formen in sich vereinigt. Diese Gegensätzlichkeit wird verschärft, sobald geistige und seelische Merkmale verglichen und typisiert werden. Nur durch Abwandlung einzelner Merkmale innerhalb von Gruppen mit verwandten Eigenschaften kann die Singularität bis zu einem gewissen Grade erhalten werden. Typus ist also keine Wirklichkeit, sondern eine Idee, dessen muß der

medizinische Konstitutions- und Charakterforscher eingedenk sein. Urbild oder Gattungsidee im Sinne von Platon, Aristoteles, Cuvier, Wundt u. a. Goethe spricht von dem Urbild, nach welchem die Organismen geformt sind. Dorner von der leitenden Idee oder dem Bildungsgesetz für die zur Gattung gehörenden Individuen.

Dasselbe gilt für den Begriff System, von welchem Kant sagt, daß es ein nach Prinzipien geordnetes Ganzes der Erkenntnis sei und auf der Idee der vollständigen Einheit der Verstandeserkenntnisse beruhe.

Systeme und Typen sind also nichts Reales, sondern Fiktionen. Kunstgriffe des Denkens. Aber man braucht sie zum Forschen, zum Unterrichten, zur Ordnung des Wissens und zur gedanklichen Beherrschung der Wirklichkeit. Darum wird auch die ärztliche Charakterforschung sich ihrer bedienen müssen. Ja für sie ist die Typisierung mehr als ein Notbehelf. Sie ist der Weg zu überpersönlicher Betrachtung menschlichen Wesens.

Und nun noch wenige Worte über die innere Einstellung des Arztes zur Charakterforschung. Mir scheint die Charakterforschung ist deswegen für den Arzt als den Helfer der in Krankheit und Not Befindlichen von besonderer Bedeutung, weil sie geeignet ist, dasjenige in ihm, was neuerdings als Künstlertum soviel genannt wird, zur Resonanz zu bringen. Weil sie das Stilgefühl, wie Honigmann es treffend nennt, wachruft und verfeinert. Das Stilgefühl, d. h. diejenige Fähigkeit, vermöge derer der Arzt mangels objektiver Zeichen mehr instinktiv und intuitiv als erkennend und überlegend das Krankheitsbild erfaßt und die Wege der Heilung findet. Man nennt es mit altem Wort den „ärztlichen Blick.“ Er wird geschult und immer neu genährt durch Erinnerungsbilder im Berufsleben gewonnener Eindrücke und Erfahrungen. Erinnerungsbilder, welche vornehmlich an Konstitution und Charakter des Kranken gebunden sind.

In den letzten Jahren ist die Medizin Gegenstand grundsätzlicher und erkenntnistheoretischer Überlegungen und Abhandlungen gewesen. Solche Besinnung auf die philosophischen Grundlagen einer Wissenschaft pflegt immer dann einzutreten, wenn wesenswichtige Unzulänglichkeiten erkannt worden sind. Das ist nun in der Heilkunde tatsächlich der Fall. Nach einem Jahrhundert beispielloser Anhäufung von Erfahrungswissen ist der Versuch der Synthese und besonders der Erklärung dessen, was Leben ist, von neuem unternommen worden und wiederum mißlungen. Man hat erkennen müssen, daß die rein somatische Betrachtungsweise in der Biologie nicht dazu führt und nicht dazu führen kann, den Menschen in seiner Ganzheit zu erfassen.

Mir scheint, daß kein Problem besser geeignet ist, die Unzulänglichkeit der rein materiellen Auffassung des Lebens zu entschleiern, als das Persönlichkeitsproblem. Aber auch keines scheint mir besser geeignet, in die jetzt viel gepflogene Aussprache über das Wesen des ärztlichen Berufes und über die Spaltung des ärztlichen Menschen hineinzuleuchten.

Jeder Forschertrieb entspringt einem Bedürfnis. Sei es Erkenntnisdrang, sei es Macht- oder Ordnungstrieb. Auf dem Felde der Wissenschaft vom Charakter treffen sich, vom reinen Erkenntnisdrange getrieben, Philosoph und Naturforscher. Zu ihnen gesellen sich, aus dem Bedürfnis zu helfen, Erzieher, Seelsorger und Arzt.

Bei aller Anerkennung der Bedeutsamkeit dieser Synthese für die Erforschung des Charakters ist dennoch Arbeitsteilung geboten. Sie ist geboten einmal durch die Unmöglichkeit für den einzelnen, diese Zusammenschau aus eigener Substanz zu leisten. Sodann weil in allen Teilgebieten der Charakterforschung es vorerst noch an gesicherten Funden fehlt, deren Erhebung Sache analytischer Einzelforschung ist.

Darum glaube ich die Voraussage wagen zu dürfen, daß die Bedeutung der hier folgenden Vorträge über Konstitution und Charakter weniger in der Darbietung von Erfahrungswissen als in der Entfaltung der Problematik bestehen wird.

Für die ärztliche Heilkunde aber werden sie einen Schritt vorwärts bedeuten in der Entwicklung von der Beschränktheit einseitigen Spezialistentums zu jener hohen und wahren ärztlichen Heilkunst, welche nicht mehr nur der Krankheit, sondern der Person des Kranken gilt.

Medizinisches über die Beziehungen von Konstitution, Temperament und Charakter

Von Fr. Kraus, Berlin

Ich bin nur ein Arzt.

Meine Spezialwissenschaft, die Medizin, bildet die Sachverhalte im Organismus nach, um das künftige Geschehen („Verhalten") vorzubilden.

Soll zu den im Titel genannten Gegenständen beigetragen werden, müssen wir mit organisch gegliederten biologischen Gedanken Einfluß gewinnen auf die Erfassung der Wirklichkeit in ihren Grundzügen überhaupt, teilnehmen an dem Ringen um den wahren Begriff des Geistes und des wahrhaft Seienden. Organ hierfür möge das Denken sein. Und zwar ein Denken, welches das Lebendige aus dem Anorganischen erklärt, wovon es nur ein kleiner Teil ist. Ein Denken, welches die Gestirne treibende, die Wandervögel und die Menschen bewegende Macht im Weltall, den inneren Druck, den wir vor einer Handlung als „Absicht" fühlen und den Druck des Steines auf seine Unterlage nicht für so wesentlich verschieden hält, daß es unerlaubt bleiben müßte, für dies alles wenigstens in gewisser Rücksicht auch denselben Namen zu gebrauchen. Ist z. B. unser eigener Körper in Wechselwirkung mit einer Masse m, empfinden wir einen von der Größe $m\varphi$ abhängigen „Druck". Deshalb kann auch für $m\varphi$ die Bezeichnung Druck gebraucht werden und dies geschieht auch: man spricht dann von Gleichheit des Drucks und Gegendrucks zweier beliebiger Körper usw.

Denken und Sprache sind nämlich für uns untrennbar. Logos ist Sprache und Logos ist Vernunft: λόγος προφορικός (gesprochenes Wort) und λόγος ἐνδιάθετος („innerer" Gedanke) sind nur zwei Seiten desselben Dings. Denken ist „co-agitare": Zusammenbringen mit dem Vorbehalt, das Trennen ins Verbinden einzuschließen. Im Mittelpunkt steht dabei der Gedanke des Widerspruchsvollen in der Entwicklung und im Dasein des Wirklichen. Jede Stufe solcher bewegten Entwicklung ist bloß Durchgang; nichts Einzelnes kann sich absondern und festlegen. Diese Erfahrung enthält die Wurzel der Ideen, bzw. der zugleich Subjekt und Objekt betreffenden adäquaten höchsten Begriffe: Was

als gesondertes Sein aufgehoben wird, bleibt als ein Moment der nächsten Stufe erhalten. Überall in der einschlägigen Mannigfaltigkeit läßt sich dieselbe Tatsache wieder erfahren. Ist vorerst z. B. die geradlinige Fortpflanzung des Lichtes erfaßt, stören uns Brechung und Beugung. Ein Brechungsexponent genügt nicht, für jede Farbe ergibt sich ein besonderer. Licht zu Licht gebracht, vergrößert die Helligkeit, bewirkt aber gegebenenfalls auch Verdunkelung. Trotz all dieser Vielfältigkeit erhält sich jedoch ein Spielraum der „serialen" Idee, welche sich überall in der Tatsache der räumlich-zeitlichen Periodizität des Lichtes und dessen von dem Stoff und der Periode abhängigen Fortpflanzungsgeschwindigkeit ausdrückt. Wollen wir alle Einzeltatsachen in einem Gedankenprozeß, aus Serien eben die Idee nachbilden, müssen wir uns allerdings auf gekürzte Anweisungen beschränken, die Tatsachen ohne Anspruch auf Vollständigkeit, nur dem wesentlichen Bedürfnis entsprechend, darstellen. In dem spirituellen Bewußtsein, wie es hier charakterisiert worden ist, gibt es also keinen Parallelismus zwischen der überhaupt möglichen, zwischen der ganzen Erfahrung und dem Denken. Wir besitzen aber, schon in der Tiefenperson angelegt, einen Sinn, welcher in bezug auf die Vielseitigkeit der Beziehungen, die er fassen kann, weiter reicht als die später erworbenen speziellen der Kortikalperson. Dieser über den Sinnesorganen stehende Ursinn, wir nennen ihn den (zunächst vegetativen) Verstand, wird immer mehr imstande, eine dauerhafte und ausreichende Weltanschauung zu vermitteln. Das Denken ergänzt nämlich die teilweise vorliegende (sinnliche) Spezialerfahrung. Tätigkeit, Werkzeug und Mittel dessen, wovon Wort und Bedeutung die zwei Seiten darstellen, sind dabei ebenso ein Produkt der Organisation des Protoplasten, wie etwa die Entwicklung der Morphe, eingeschlossen die Metastruktur. Licht und Farben, die wir sehen, können wir mit unseren Organen nicht wieder „nachschaffend" hervorbringen, während wir gehörte Laute selbst zu erzeugen vermögen. Sprache entwickelt sich bloß bei Menschen, die den Gehörsinn besitzen. Aber bei solchen Menschen füllen die verschiedensten Erlebnisse, bzw. deren Spuren gewissermaßen etikettierte plasmatische „Gefäße" allmählich mit Letternsätzen, den Lauten entsprechend, aus welchen nach Aufhören der aufbauenden vegetativen Strömung unmittelbar sinngemäße Worte sich bilden. Schon bevor das Wort und durch Worte bezeichnete Begriffe da sind, müssen wir an der Wurzel der Intelligenz eine Art Instinkt (Intuition) annehmen, welche aus unbekannter Ursache wenigstens das Verhalten so einrichtet, als ob bereits eine Vorstellung der Empfindung existierte. Wir werden später hierfür eine experimentell prüfbare Grundlage aufweisen, aus welcher das Wort als Metapher im exakten Sinn entsteht.

Wie durch Symbole also geben die daran geknüpften persönlichen Reaktionen Aufschluß über die Wechselbeziehungen zwischen Organismus und Umwelt, der Gegenstände selbst und der Gegenstände untereinander. Diese Symbolisierungen entwickeln erst eigentlich nach außen die Eigenart der Funktionsexponenten des Lebendigen, des Artindividuums und der Art, jeweils in deren Ganzheit und erheben uns mittels eines angepaßten Gleichgewichts zwischen Binnenleben und der ökologisch wirklich möglichen Lebensweise über den Drang der nächsten organischen Bedürfnisse, sowie in gewissem Maße selbst über die Umwelt. Bei der Gleichförmigkeit der Welt kommt Ideelles in allen Naturerscheinungen durch uns zum Ausdruck. Als Abstraktion einer Harmonieerfahrung im Wirklichen, seiner Verwandtschaft mit unserem Wesen nennen wir das zeitlos Erhaltene, das typische Gemeinsame, bei aller Mannigfaltigkeit in einem Spielraum maßgebender Bedingungen zeitlich-räumlich verschiedener Tatsachen, eben ihre Idee. Nur äußerliche oder innere Vorgänge, welche in den Spielraum einer auch für uns „legislativen" Idee fallen, kommen als „Reize" in Betracht.

Wie Hirn spricht J. R. Mayer auch in der Naturwissenschaft von Geist. Aber dieser Geist kann nicht selbst oder in direkter Verwandlung sein eigener wahrnehmbarer Ausdruck werden. Es führt kein „wirklicher Weg" vom Geist zu dessen „Verkörperung". Abstrakte Beziehungen ohne etwas, dem sie zugehören, irren nicht herum in der Welt als selbst bewegte Ideen. Die „Materialität" ist obligater Gegenstand der „Gültigkeit" des ideellen Gehaltes der Naturvorgänge, der Geist ereignet sich am Körper. Klare Begriffe des „Legislativ-Ideellen" zu dessen „exekutiven" Mitteln sind nur von Serial- (Spielraum-) Gesetzen im obigen Sinne zu erhoffen. Der Körper ist das spezielle Objekt der Idee des Biosystems, einer „Seele", welche nichts mehr mit Animismus zu tun hat. Es ist nur ein Vermittelndes, Identifizierendes in der Serialität unserer verschiedenen, immer persönlichen Individualisierungen zu suchen.

Leider hat unsere Grammatik bloß die Verbformen des Aktivum und Passivum; es gibt keine zum Ausdruck eines Geschehens, geschweige denn eines Sachverhaltes.

Nur durch eine (künftige) Revolution der Sprache könnten alle Eigenschaftswörter nicht etwa bloß in transitive Verben, sondern letztere in objektive Zustandsänderungen aufgelöst werden.

Schwer kommen wir aus unserer Haut, aus der (übrigen) Großhirnrinde, am schwierigsten jedoch aus der Sprache und ihren alten grammatikalisch-logischen Kategorien heraus. Möglichkeiten hiezu gibt aber doch: die Unbestimmtheit der — sämtlich abstrakten — Formen der Grammatik (Casus), die im Satze bloß Beziehungen andeuten. Man

kann nun einmal das Substantiv die Gesamtheit der Empfindungen vertreten lassen, die später zur Geltung kommen, als das „Ding“ selbst, jenes als deren Ursache bezeichnen und im Verb die Veränderung dieser Ursache zusammenfassen. Dabei läßt man den — ursprünglich dem Subjektbegriff entnommenen — Prädikatbegriff zu jenem immer wieder erst hinzutreten. Der Schwerpunkt wird auf die Betrachtung des eigenen Körpers als konkret empfundene Individualität und als das Subjekt verlegt, auf welches, wie auf einen durchlaufenden Faden, alle „unsere“ Situationswandlungen aufgereiht werden. Das Subjekt läßt dann im Erkenntnisvorgang den „Gegenstand“ nicht empfangend, sondern durchaus spontan kraft seiner „synthetischen“ Fähigkeit zustande kommen. Und eine Handlung erscheint als Folge von Situationsänderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen um ein subjektives Interesse als Zentrum.

Oder wir überwinden ein andermal dieses subjektive Moment in der sprachlichen Kategorienbildung, indem wir uns jeweils klar machen, was darüber entscheidet, welcher der beiden Redeteile wirklich bestimmend ist für den anderen, welcher demnach zum Subjekt, welcher zum Prädikat erst gemacht werden muß.

Das Gewußte („Bewußte“) ist eben daran geknüpft, wofür wir nicht bloß eine hinweisende Gebärde, sondern ein bestimmendes Wort (einen Begriff) haben, wir wissen ja bloß Worte. Der Wirklichkeit ist aber eine Regelmäßigkeit immanent, an welcher die kosmische, lebendige und logische Ordnung teilhaben: sonst könnte Denken und Naturgesetz nicht zusammenstimmen.

Ob wir uns als Zuschauer oder als Mitspieler einer gegebenen Konstellation finden, jede Veränderung derselben erscheint, objektiv aufgeklärt nach der Herkunft beider obigen Kategorien, in den Sätzen, welche wie Phonogramme den Sachverhalt der kontinuierlich wechselnden Ereignisse ausdrücken, als etwas Dynamisches, als eine Art von Drama, in dem wir, wie Wegener es ausspricht, gewissermaßen nur die „selbstverständliche Exposition“ bedeuten, das Ausgesagte wird allein des Sagens wert. Die vorausgegangene Situation vertritt jeweils das Subjekt der nachfolgenden, die Person der Voraussetzung wird völlig in die Handlung verstrickt. Natürlich bringen uns aber allerdings sämtliche persönlichen Reaktionen, ob sie gleich bloß Anpassungsformen in der vorliegenden Situation darstellen, obgleich das eigene Sein und die Welt der Dinge nicht selbständige, fremde sind, sondern, dem Begriffe nach voneinander abhängige Größen, gerade als den exponierenden Faktor in Zustände (wechselnde „Individuationen“), welche wir als die unsrigen wissen können. Die Ausgleichung zwischen unserem Körper und den Außendingen schließt die Natur der Umgebungsbestandteile

und unsere ein. Ja, wir erkennen unsern eigenen Körper nur aus den Ideen der von ihm erlittenen Affektionen.

Ein gerade in unserer Zeit besonders eindrucksvolles Beispiel ist vielleicht die börsentechnische Situation. Den Instinkt für das Kommende hat die berufsmäßige Spekulation (die Kulisse). Das Geschäft bei irgendeiner Aktiengesellschaft ist, etwa infolge der Verhandlung wegen großer vor dem Abschluß stehender Aufträge, im starken Aufsteigen begriffen. Erstes wirkliches Subjekt ist dann das Aufkaufen der Aktien durch die Spekulation. Das nächste Subjekt wird, bei allgemein bekannt gewordener günstiger Lage, das stärkere Kaufen durch das Publikum. Daraufhin steigt aber oft der Kurs nicht weiter, er geht eventuell zurück: eine dritte Käuferschaft fehlt und, hören die Umsätze auf, bröckeln auch die Kurse ab, trotzdem oder weil die Aufträge der Aktiengesellschaft zum Abschluß gekommen sind.

Die beiden erwähnten Wege, der psychologische und der biologische, sind für sich gangbar.

Nachdrücklichst bin ich selbst seit langem für eine folgerichtige Voranstellung des Psychischen eingetreten, z. B. im Falle gewisser „Neurosen", bei denen dieser Gesichtspunkt durchgeführt ist und, im Augenblick, evidenter oder fruchtbarer scheint, als der, jetzt oder einst, auch mögliche physische. Gerade das Personenproblem und die Charakterologie haben mich hierzu bestimmt.

Seit 1894 bin ich nämlich bemüht gewesen, auch auf klinischem Gebiet den Menschen in seiner Ganzheit wirklich wieder nach der Mitte der Untersuchung zu bringen. Die von mir seit damals gemeinte Person ist aber die Person im Sinne der generellen Morphologie, außerhalb des Gegensatzes von Psychischem und Physischem, bzw. von Subjekt und Objekt, zunächst das Artexemplar in dessen Singularität. Was allenfalls daran Psychisches ist, haftet ihr nicht als Wissenschafts-, sondern als „Gegebenheits-"form an und kann ebenso zu Psychologie wie zu Logik werden.

Die klinische Nützlichkeit der Einteilung in Typengruppen, die volkstümliche Klassifizierung der Temperamente und Charaktere, hat mir gleichfalls stets vorgeschwebt, wiederum allerdings in neutralen Konstituenten der Person.

Immer bin ich mir jedoch auch noch klar gewesen, daß das Leben mehrere Reaktionsbezirke hat, daß es überindividuelle Einheitsreaktionen gibt (Familie, Volk, Art, vgl. u.). Wir sind gewissermaßen Explantate der Spezies und somit ihre Funktionsexponenten; instinktiv werden wir der gemeinsamen Natur und der Einheit des Gedankens sicher und gewinnen damit zuerst das Unpersönliche.

Den Personalismus glaubte ich am besten ästhetisch fassen zu sollen, und zwar im Sinne des aristotelischen Formalismus, der (Poetik) das dem Schönen Gemeinsame in der Ordnung, im richtigen Verhältnis der Teile, in der Begrenztheit und angemessenen Größe, in dem Zusammenhang und der Vollständigkeit findet, mithin in der Einheit im Mannigfaltigen.

Gegenwärtig wird aber überhaupt fast allgemein der Begriff Ich, Individualität, Persönlichkeit ganz vorwiegend aus „seelischen" Faktoren hergeleitet. Auch in der Methode der Ästhetik läßt sich heute eine Dichotomie schwer überbrücken. Th. Lipps z. B. behandelt (1903) Ästhetik schlechthin als angewandte Psychologie, während ich selbst, angelehnt an Hegel und F. Th. Vischer (1896), das Schöne im obigen Sinne lieber empiristisch als zunächst unbewußten Ausdruck der abstrakt als Legislative der Natur betrachteten Idee hinstellen möchte.

Ich selbst halte jede weitergehende Vermengung von Psychologie und von Biologie für bedenklich. Mein Grund ist, daß weder der psychophysische Parallelismus — nota bene für uns — durchführbar ist, mag man auch bloß Beziehungen setzen zwischen Phänomenen, noch eine der Identitätstheorien. Gegen eine (mehr oder weniger körperfremde) Seele im herkömmlichen Sinne als Hirnparallele kann ich schon gar nur protestieren. Dergleichen behaupten, kommt dem Abhacken der Beine eines Menschen gleich, nur um von ihm die Wette zu gewinnen, daß er dann nicht laufen könne. Hirnlokalisation ist etwas Dynamisches, nichts Korpuskuläres. Auch dynamischer Monismus und Idealismus als Solipsismus, sowie der ursprüngliche Okkasionalismus, die Auffassung von Seele und Körper als — kontradiktorische — Gegensätze, als Komplemente können uns in der Biologie nicht weiterbringen. Immer haben wir es da bloß mit einer methodologischen Behauptung, nicht mit etwas durch unsere eigenen biologischen Methoden Verifizierbarem zu tun. Das Physische und Psychische, notabene immer nach dem Sinne der geltenden Anschauungen, sind eben zwei Reihen, die biologisch nie ineinander umgewandelt werden können, da, laut Definition, unausgemacht bleibt, wodurch sich die „Seele" von der „Materie" innerlich unterscheidet. Über die Begriffe Funktion und Funktionsstörung können wir vom physiologischen und vom introspektiv-psychologischen Standpunkt aus nicht im gleichen Sinne sprechen. Wir dürfen also auch nicht biologische Verläufe formulieren, die zugleich dieser innerlichen Dimension des Psychischen und der des Physischen angehören.

Die Annahme eines psycho-physiologischen Parallelismus würde eine Verdoppelung des Lebens bedeuten, worin das Gedankensymbol Geist

seinem Wesen nach unabhängig von dem Gedankensymbol Materie existiert und von letzterem bloß beschränkt wird. Etwas, für das definitionsgemäß erst ein „Bild“ der Welt vorhanden ist, Bewußtsein, kann nicht selbst wieder als Element in diesem Bild erscheinen: es wäre Voraussetzung, kein empirischer Gegenstand. Obwohl ursprünglich (bei Galenos) dieses vielgedeutete Gedankensymbol: Bewußtsein ein medizinischer Begriff gewesen ist, vermögen wir naturwissenschaftlich nichts damit anzufangen. Das Ideelle in der früheren Darlegung (vgl. oben) ist eine von unserer Dauer nicht mehr abhängige logische Form, es kommt selbständig zu sich nur in der objektivierten Menschensprache. Wenn einem idealen Pendel eine Schwingung aus seiner natürlichen Stabilität, aus der Gleichgewichtslage erteilt wird, entsteht erst Raum, Zeit, Bewegung. Allein auf den Abstand von der Normallage, von dieser Idealität, kommt alles an. Dies ausschließlich können wir ernsthaft als Gewinn und Verlust von Geistigkeit führen in unserem Biosystem und in einer gleichförmigen Welt, in welche etwas wie „Beziehungen“ nicht erst durch uns hineinkommt.

Die Naturwissenschaftler pflegen Empfinden, Wahrnehmen, Vorstellen, Fühlen, Wollen als psychisch hinzustellen, insofern diese von einem Subjekt „untrennbar“ sich im „Verhalten“ ausdrücken. Gewöhnlich wird nun die augenblicklich herrschende große Mode: die endokrinen und nur zum Teil die Eingeweidedrüsen in den Vordergrund gestellt, aber gerade gewisse Glieder des vegetativen Systems, wie die für das Konstitutionelle so wichtige Aktivität der Komplemente im allgemeinen vernachlässigt. Die Pawlowsche Schule wiederum begründet das Verhalten objektiv in der höchsten Nerventätigkeit. Als ob es nicht ein recht vergleichbares Verhalten gäbe, wo höchste Nerventätigkeit noch gar nicht da ist. Überall aber steht Morphologisches und Physiologisches im Mittelpunkt solcher Charakterologien. Beschleunigter Stoffwechsel z. B. soll zu gehobener Stimmung, gehemmter zu krankhafter Schwermütigkeit veranlassen, alles nach Analogie der lebendigen mit der Dampfspannung usw. Dazu jeweils ein Schuß Herbartscher Kampfpsychologie. Von dem materialistischen Einschlag abgesehen, finde ich hier aber auch den rein biologischen Sinn des Charakters tatsächlich wenigstens nicht vollständig ausgeschöpft.

Praktisch am meisten zu beanstanden ist nämlich die Einseitigkeit. Die meisten der heutigen einschlägigen diagnostischen und therapeutischen Richtungen klinischer Psychologie halten sich im Gegensatz zu Dilthey und Schneersohn an einen Teil der psychischen Kultur, während nach obigem die biologische Betrachtung uns drängt, die menschliche Natur mit ihrem Lebensraum in ihrer ganzen Vielgestaltig-

keit zu umfassen, wobei die introspektiv gewonnenen Tatsachen mit den physischen gleichwertig sind. Die modernen psychistischen Charakterologien gehen wohl sämtlich von einer Analyse der Persönlichkeit aus, um dann sofort aus den aufgefundenen Elementen eine Typenlehre rein katalogisierend und unbegrenzt verallgemeinernd, aufzubauen. Ich selbst verharre von meinem Standpunkt aus von allem Anfang an bei der Synthese Mensch, bei der Ganzheit der Person. Mein Principium individuationis ist die Auseinandersetzung des Biosystems als solchen zum Weltkontinuum, in der Ein- und Aussonderung von ihm. Unsere Innenzustände und Vorgänge haben jedoch stets eine Rückverbindung mit dem objektiven Welthintergrund. Bereits die Tiefenperson macht sich abwechselnd koextensiv mit verschiedenen Teilen der Natur. Unser Innenleben spannt sich jedoch immer aus bis zu den Schöpfungen der Umwelt. Ökologisch rechtfertigen wir aber auch von der Natur aus unsere Innerlichkeit, unsere Organisation (vgl. unten).

Der wirkliche Eigenwert der Psychologie beschränkt in der Geschichte des Gegenstandes für uns sich auf das Problem der Einheit praktisch kultureller Anpassung mittels der verschiedenen Kulturerzeugnisse, z. B. im Kampf der zivilisierten Völker um begrenzte Kraftvorräte der Erdrinde usw.

Vorwissenschaftlich steht natürlich, wie schon erwähnt, Psychisches auch zu dem eigenartigen Denken der Naturforschung in Beziehung, aber „Vorstellung" fällt nicht zusammen mit physikalischer Idee. Das direkte Gefühl verhinderter Muskeltätigkeit z. B. ist Kraftgefühl. Muskeltätigkeit, die nicht von Bewegung begleitet ist, führt uns zuerst auf das, was wir Stoff nennen. Schmerz und Empfindung lehren uns (grob) materielle Massen „in uns" von außerhalb befindlichen unterscheiden. Die physikalische Kraft aber, die Spannung etwa bei der Bildung der Stoffeinheit (des Elektron), der Zug, mit welchem der Mond in seiner Bahn gehalten wird, hat nichts mehr mit „Anstrengung" zu tun. Die Substanz, auch unseres Körpers, bewegt sich konstant proportional der Intensität der physikalischen Kräfte, denen sie unterworfen ist. Kraft und materielle Leistung gehen parallel. Unsere subjektiven Anstrengungen aber steigen z. B., während die erstgenannten sinken. Ein anderer Zusammenhang als ein „okkasionalistischer" könnte also gar nicht mehr angenommen werden. Die Drehbewegung der Erde entgeht der unmittelbaren „natür"lichen Wahrnehmung, obwohl nach schweren Kämpfen die Menschen von dieser Bewegung „wissen". Die objektive naturwissenschaftliche Betrachtung des Menschen kann deshalb nicht mit einer einseitigen Abstempelung desselben verwechselt werden, weil sie die Synthese vollständiger als jede andere zu vollziehen vermag und der Harmonie im

Biosystem am nächsten kommt. Wir sind endlich überzeugt, den Stoff direkt durch den „Willen“ mit unserer Muskelkraft bewegen zu können. Entgegen der Autorität selbst eines John Stuart Mill muß indessen gesagt werden, daß wir das nicht vermögen. Wir können nur Anordnungen (vgl. u. „Koagitationen“) treffen in der Art, daß die Dinge sich selbst bewegen, wir können „lenkend“ Art und Richtung einer Bewegung bestimmen, wir richten Energien. Damit ist allerdings auch schon ausgesprochen, daß nicht Alles bloß auf Kraft und Bewegung zurückgeführt werden kann. Andererseits fragt es sich sehr, ob „Raum“ und „Distanz“ im Bereich einer wissenschaftlichen Psychologie noch einen bestimmten Sinn haben.

Für die Vor- und Nachbildung unseres Verhaltens kann der Psychismus vielfach praktisch nützlich sein. Aber nur in einfachen Fällen; z. B. wenn ein Hund oder ein Knabe dem Herrn bzw. dem Vater, welche mit dem Stock drohen, nach Möglichkeit entlaufen. Man erwäge aber folgendes Beispiel: Lukas der Arzt zeigt sich bloß für die Tatsachen interessiert, welche der Geist Gottes durch Paulus ausgerichtet hat; er erzählt recht und schlecht, was ihm wichtig war. Mir scheint er gerade deshalb exakt, weil er sich mit der Subjektivität des Paulus in seinem Werk nicht beschäftigt, den Menschen, den Helden Paulus erkenne ich nach meiner Individualität aus seinen eigenen Briefen. Hervorragende Theologen wollen aber für Paulus sein, was Achilles in Homer fand. Selbst ein Kritiker wie A. Harnack schildert nur in toleranter Weise, wie er selbst gefühlt, gedacht, gehandelt hätte, wäre er zufällig Paulus gewesen. Rigoroseren Theologen macht Lukas den Paulus zu einem nicht genug radikalen Protestanten. Oder gar folgenden weiteren Fall. Auf dem Balkon meiner Berliner Wohnung lasse ich im Sommer Gartenkresse wachsen. Die Unterseite der Blätter beherbergt eine sehr dunkel gefärbte (Produkt des Chlorophylls ?), parthenogenetisch sich fortpflanzende, lichtscheue Blattlaus (Aphis platanoides). Verschlechtert man die Existenzbedingungen durch Trocknen der Blätter, erscheint eine blasse, geflügelte, mit Begattungsorganen versehene Generation, die exquisit positiv phototropisch ist. Ein Psycholamarckist würde wohl geneigt sein, ein (subjektives) Lichtbedürfnis anzunehmen. Die Kenntnis des vollen Sachverhaltes befreit aber den ökologischen Bedürfnisbegriff von allen Psychismen der aus dem Binnenleben des Beobachters und einem speziellen Interesse desselben abzuleitenden Deutung (vgl. unten).

Die Spezialwissenschaften haben deshalb überhaupt den Hebel anzusetzen nicht an den sogenannten psychischen Prozessen, sondern an den werthaltigen psychischen Produkten, wie wir sie im Gebiete der

Ästhetik, der Technik, der Sprache reichlich objektiv vorfinden. Alle diese Produkte weisen nun aber eine so merkwürdige Übereinstimmung mit allgemeinen Leistungsmerkmalen unseres eigenen Plasmas auf, daß die Folgerung sich gar nicht vermeiden läßt, es sei zuletzt das denkende Prinzip, in seinen Auswirkungen, identisch mit dem, durchaus nicht durchgreifend materiellen, organisierenden Prinzip unseres Leibes. Und dies, darauf muß ich das größte Gewicht legen, auf den primitivsten Stufen des Lebens, in denen auch die erste Bekanntschaft mit der Umwelt gemacht wird, in denen vorerst Metastrukturen am Werk sind, neben größter Einfachheit, aber auch größter Arbeitsbereitschaft geringste Entwicklungswiderstände entscheiden.

Das lebendige Plasma lebt in Individuationsformen, die selbst aus seinen Anpassungsreaktionen hervorgegangen sind. Dem menschlichen Einzelorganismus verdankt das Plasma nicht sein Leben, er ist auch selbst nur Anpassungsmittel des Artlebens. Wir haben deshalb sowohl mit Hilfe klinischer Beobachtung als des Experiments eine allgemeinere verbindende und bewegliche innere Einheit zu suchen, welche das artplasmatische Geschehen auch in seinen Störungen auf einen fortlaufenden und sich überall kundgebenden Zug zurückführt.

Ökologische Fragestellungen sind naturwissenschaftlich (vgl. oben) vorteilhafter in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen, als das „erlebende Subjekt“.

Die allgemeinste Beschaffenheit des Wirklichen (im Kosmos und im Organismus) ist dynamischer Ordnung. Jede Wirklichkeit ist „Tendenz“, nämlich Richtungsänderung oder Beschleunigung. Die Tendenz ist nach zwei entgegengesetzten Richtungen gelenkt: eine Aufbau- und eine Abbaubewegung. Die positive Strömung bewirkt Umbau durch Abbau. Abbau- und Aufbauvorgänge können beide z. B. darauf beruhen, daß aus einem kolloiden Träger und einer rein chemisch wirksamen Gruppe bestehende Enzyme mit den Substraten zu reaktionsfähigen Zwischenverbindungen sich vereinigen, welche dann weiteren chemischen Umsetzung unterliegen. Für die Geschwindigkeit einer enzymatischen Reaktion ist die Konzentration, die Bildungs- und die Zerfallgeschwindigkeit der reaktionsvermittelnden Enzymsubstratverbindung maßgebend. Das System Substrat plus Enzym ist als chemisches, dem Massenwirkungsgesetz folgendes Gleichgewichtsgebilde und nicht als Adsorptionssystem anzusehen. Damit die Enzyme ihre Wirksamkeit entfalten, ist in vielen Fällen die Gegenwart von Aktivatoren erforderlich, Trypsin wirkt z. B. auf gewisse Proteine bloß ein, wenn die Enterokinase dazukommt. Dann entstehen, wiederum unter dem Einfluß chemischer Kräfte, Komplexe, wie z. B.

Aktivator
/ \
Lipase Fett (immer: organische sog. Molekülverbindungen, die sich an der Oberfläche von Stoffpartikeln ausbilden mögen). Elektrolyte spielen eine wesentliche Rolle. Die Richtung des enzymatisch geführten Prozesses kann durch Wechsel der Ionenart sogar umgekehrt werden. Gewisse Stoffe hemmen die Enzymwirkung (Heparin z. B. die Gerinnung des Blutes). Stets haben wir es hier mit dem „vegetativen" Betriebsstück der lebendigen Substanz, bestehend aus Mineral-, Kolloidelektrolyt, Eiweiß, Lipoiden, gewissen Kohlenhydraten, Fermenten, Hormonen, zu tun. Die für uns in Betracht kommenden „Meta"strukturen sind der mizellare Bau und Molekülverbindungen sehr hoher Ordnung. Die umfänglichen Aggregate z. B. der Eiweißkörper scheinen aus einer Vielzahl verschiedener Individualgruppen zusammengesetzt. Durch Regelhaftigkeit im Raum wird die biologisch geforderte hohe Spezifizität der Proteine erklärbar, durch eine Raumchemie, deren Gegenstand außerhalb des Moleküls, außerhalb der Individualgruppe liegt, eine Strukturchemie der aggregierenden Kräfte und der Aggregate.

Ich gehe davon aus, daß zwischen hochdifferenzierten Organismen und den primitiven Lebensformen *kein* Unterschied der *prinzipiellen* vitalen Vorgänge angenommen werden kann. Das *vegetative* Leben ist quantitativ mehr anaerob, das *animalische* daneben in derselben Artperson quantitativ mehr aerob. Das Alkoholferment ist ein endozellulares Enzym, das *unter bestimmten Verhältnissen* aus dem Protoplasma der Hefezellen gewonnen werden kann. Das vitale Element ist aber die Hefezelle nicht bloß als Erzeugerin der Zymase, die, einmal entstanden, ihre Wirkungen nach *ihren* Gesetzen ausübt. Mit einer solchen Annahme wäre auf die *biologische* Betrachtung der Gärungsprozesse verzichtet, und weder das Material noch die Spaltungsprodukte hätten für den *Zellaufbau* etwas zu bedeuten. Demgegenüber ist jedoch ein schon von *Nägeli* ausgesprochener *ökologischer* Gedanke ausschlaggebend geworden. Die Gärtätigkeit des Pilzes befördert dessen Eigenwachstum und benachteiligt dasjenige von anderen: Die Aussaat von Hefe in einer gezuckerten Faulflüssigkeit genügt, um den störenden Einfluß der Hefe nachzuweisen. Die Spaltung solcher Verbindungen, wie des Zuckers, hat nicht die Funktion einer *direkten* Umformung von Wärme für die *energetischen* Bedürfnisse der lebendigen Substanz. *Bedürfnis* ist etwas *Ökologisches*: es ist eine Erfahrungstatsache. Fertige Fermente treten als solche hervor, sobald es auf ihre Verwendung in einer Anpassungsreaktion ankommt. Und darin liegt nichts Mystisches. Viele Tatsachen (vgl. unten) nötigen uns zur Annahme, daß dem (tierischen) Organismus, zu seinem Wesen ge-

hörig, ein Prinzip immanenter Störungen (Schwingungen) eigen ist. Diese beständig vor sich gehenden inneren periodischen Veränderungen befreien, mit dem Gewinn von mehr oder weniger „Autonomie", den Organismus von den Tropismen und verhelfen ihm zur funktionellen Reizverwertung. Besonders die Schwingungen gekoppelter Systeme beugen durch fortgehende Tätigkeit nicht nur künftigen Störungen vor. Kopplung und Rückkopplung von Schwingungen antagonistischen Ursprungs ermöglichen auch durch gegenseitige Steuerung und durch wechselseitiges Aufschaukeln im Sinne der vorhandenen „Freiheiten" eben dem Bedarf genügende Grenzwerte des Wirkungsgrades.

Das „Bedürfnis" ist damit, befreit von Psychismen, auf die Verstrikkung des Subjekts, als eines bloß exponierenden Faktors (vgl. oben) in eine ökologische Situation zurückgeführt. Insbesondere für alle organischen Reproduktionsvorgänge, aber auch für alle Anpassungsreaktionen läßt sich zeigen, daß die Funktionsexponenten des Lebendigen (Art, Artexemplar) stets unter einem zusammenhängenden simultanen Erregungskomplex stehen, der als solcher „engraphisch" wirkt, worauf schon ein Teil der energetischen Situation denselben Effekt hat, wie einst die ganze. Die Perzeptionen kämpfen um die Person: ekphorisch kommt es jeweils zu einer Voranstellung einer bestimmten vegetativen Teilströmung. Die Faktoren der unbelebten und belebten Umwelt liefern unentbehrliche vitale Spannungen. Auch hier scheint aller Psychismus ausgeschaltet.

In den Erregungen, wie sie aus den gewöhnlichsten Innen- und Außenreizen stammen, liegt allem Verhalten unserer eigenen Gegenwelt jeweils zuletzt die Rolle einer Dissoziation der Materie zugrunde. Ungeachtet der früher vermeinten absoluten Stabilität der Atomgebäude vollzieht jede Reizung oszillierende Gleichgewichtszustände von Dematerialisation und Wiedermaterialisation. Alle Tier- und Pflanzenzellen enthalten z. B. Kalium als zum Funktionieren unentbehrliches Element in nichtionogener und ionogener Bindung an Eiweiß. Der Muskel besitzt ca. 3% K; im Blutplasma ist freies diffusibles K enthalten. Unter dem Reizanstoß vollzieht sich nun zunächst ein teilweiser Übergang der nicht ionogenen Bindung des K in beweglich ionogene Gruppen, also eine Dissoziation der komplexen Eiweißmoleküle in der lebendigen Substanz und das mineralische Enzym bahnt oder hemmt, daran anschließend, die Wiederherstellung. Gerade diesem gelenkten Wiederaufzug der Materialität des „Über"moleküls, der gestaltlichen Struktur in dem allerweitesten Spielraum des aufbauenden serialen vitalen Geschehens, gehört vor allem das medizinische Interesse.

Die Übertragung des aktiv aufbauenden organischen Prinzips wird

durch die Lenkungsmöglichkeiten der inner- und außergeweblich direkt nachweisbaren Plasmaströmung vermittelt. Sie ist es, die sich auswirkt in einer Technik, wenn man will, in einer Kunst, welche, je nach der Stufenhöhe der Lebewesen, Mneme zurückläßt, Entwicklung und Wachstum einschließt, die erwähnte Voranstellung bestimmter Perzeptionen und „Streben", Ablauf und Aufzug, Bindung und Freiheitsgrade durch gekoppelte Schwingungen, Instinkt- und Intelligenzäußerungen, „Heterogonie der Zwecke", „schöpferische Resultanten" im Verhalten, und dies alles in zwei Richtungen, dem Vegetativen und Animalischen auseinanderstrebend. Das Zymbelkraut z. B. hebt, ohne ein Gehirn zu haben, Blätter und Blüten der Sonne entgegen. Nach dem Ausblühen aber wird eine Bewegung ausgeführt, wobei feuchte, dunkle Spalten aufgesucht werden, in denen die Samen der Fruchtkapseln günstige Keimungsbedingungen finden: instinktive Wahlfähigkeit, Heterogonie der Zwecke, scheinbar Seelenhaftes.

Wie ist nun die vegetative Strömung, ihrem Anpassungscharakter nach, eingeordnet in das Umweltgeschehen? Sie ist erstlich auch selbst ein Ganzes. In den Sinnesapparaten sind ja besondere Analysatoren gegeben. Aber vor dem verändernden Erlebnis ist die vegetative Gesamtbewegung schon vorhanden, und sie erhält sich auch mehr oder weniger in der Veränderung. Nicht nur gehört z. B. die Arbeit der visuellen Perzeption und motorischer Apparat des Auges, sich gegenseitig vom Anfang an bedingend, völlig zusammen. Man kann auch nicht mehr den Bewegungsansätzen der vegetativen Gesamtströmung etwa in den einzelnen nervösen Fasergruppen und Fasern, spezifisch-(individuell-) verschiedene Lebenseigenschaften zuschreiben, die erst nachträglich zur Person zusammengeklebt und immer wieder gelöst werden müssen. Die kortikale Person, welche uns Standpunkte und Dimensionen verschafft, ist allerdings bis zu einem gewissen Grade zerlegbar, hier haben die Assoziationen Geltung. Für die vom Striatum zusammengehaltene Tiefenperson aber enthalten alle Erlebnisse strenggenommen den gleichen Sachverhalt, nur der Nominismus hält sie (in den zu vereinigenden Ausdrucksleistungen des Denkens und der Sprache) sinngebend auseinander. Die Voranstellung eines der vielen möglichen Bewegungsansätze unter der Konkurrenz der verschiedenen Perzeptionen um die Synthese: vegetative Strömung bekundet sich im Grunde nur in ein und derselben durch positive und negative Reaktion objektiv gekennzeichnete Unterschiedsempfindlichkeit. Ein Beispiel mag dies verdeutlichen. Kreidl setzte Garnelen nach der Häutung, bei welcher sie die Statolithen verlieren, auf Eisenstaub, den er später in der Zyste auch wirklich wiederfand. Er wirkte nun auf

die eisernen Statolithen mit dem Elektromagneten ein: der Krebs drehte sich vom Magneten fort! Es konkurrieren dann nämlich Magnet- und Schwerereiz. Die Resultante der Reizung greift zwischen unten und seitlich, also schräg von unten an. Auf Grund seiner Organisation reagiert der Krebs auf den Schwerereiz so, daß er sich aufrecht dazu stellt. Die Dorsoventralachse des Krebses fällt in die Reizrichtung. Das Tier steht daher schließlich schief, es „flieht" den Magneten, obwohl, ja weil es ihm in dem gesamten momentanen Reizkomplex gehorcht. Beim Menschen würden besonders auch mnemische Empfindungen mitspielen. Die behauptete Ganzheit der vegetativen Bewegung schließt übrigens natürlich nicht ein, daß diese überall im Organismus gleich beschaffen ist. Es gibt Ausbrüche aus der Tiefe, z. B. unter dem Einfluß der Hormone, in der Erotik; es gibt Zusammenbrüche aus reeller, nicht bloß als „Minderheit" gefühlter Ursache.

Die vegetative Strömung ist also in der Diätflüssigkeit und innergeweblich stationär immer da. Herz- und Atemrhythmus bleiben (bei Blutentziehung) bis zuletzt. Die vegetative Bewegung wird nur dynamisch unterbrochen, um sich dorthin zu wenden, wo das Niveau der Strömung momentan am tiefsten steht. Jeder von den, eine Gleichgewichtsstörung bedeutenden Voranstellungen liegt somit eine Tendenz zugrunde zum Verwirklichen eines Ansatzes der Bewegung, zum Ablauf der Erregung. Ursprünglich entspricht dies völlig einem physikalischen Geschehen. Beim Sipunkulus z. B. kann man da noch nicht einmal an Reflex denken, denn die Durchschneidung des Nervenfadens hebt im Muskelmantel die Erregung nicht auf. Auch in der Psychologie sprechen Lipps u. A. vom „Streben" des „Vorgestellten", als wirklich zu erscheinen, welches Streben aber Hemmungen erleidet. Die Gegentendenz bleibe unbewußt. Jede Vorstellung wäre also ein beschränktes Streben zum vollen Erleben, eine „Intention", aber bemerkenswerterweise wird auch schon hier ein Gleichgewicht der (freiwillig ablaufenden) Bewegungsansätze angenommen.

Das sog. Durst„zentrum" ist in Wirklichkeit ein regulierendes Zentrum der Wasserbewegung im Körper. „Durst" ist eine Deutung des schwer zu hemmenden Verhaltens des Trinkens, wenn das Wasser als phasisches im Organismus um einen gewissen Betrag abgenommen hat, direkter gesprochen: einseitig gelenkte Dynamogenese durch einen physiologischen Zustand der in ihren Ansätzen variablen vegetativen Strömung. Dazu folgendes Beispiel: Setzt man auf die Scheibe der Zentrifugalmaschine eine Taube und dreht jene (von oben gesehen) wie den Uhrzeiger, fängt das Tier an, sich in entgegengesetztem Sinn zu drehen. Bei rascherer Drehung wird bloß der Kopf entgegengesetzt dem

Uhrzeiger verdreht: Kompensation der aufgedrungenen Bewegung des Körpers bzw. der Körperflüssigkeit (speziell der Bogengänge des Ohrlabyrinthes) gleichgewichtserhaltende Bewegungstendenzen. Bei noch größerer Geschwindigkeit neigt sich die Taube gegen die Achse zu und streckt den äußeren Flügel gegen die Wand des Glassturzes, der über die Scheibe gestellt ist. Psychologisch entspräche dies bei uns, daß die Lage des Behälters eine Schiefe ist. Wird (nach wenigen Minuten) plötzlich angehalten, beginnt das Versuchstier krampfhafte Bewegungen und Umdrehungen in demselben Sinne, in welchem es in Rotation versetzt war: für uns Menschen Ausdruck der Vorstellung einer gewaltsamen Gegendrehung. Die befreite Taube weist in ihrem Benehmen das Bild einer an den Bogengängen operierten auf. Also: Die vegetative Strömung ist der Tätigkeitslenker, die Sinnesorgane sind bloß ihre Diener.

Auch „Motive“ sind für die Ganzheit der vegetativen Strömung mit ihren vielen und variablen Ansätzen etwas bloß psychistisch Hinzu„gedeutetes“. Zum Beweise führe ich die suggerierten posthypnotischen Handlungen an. Ganz im allgemeinen sind überdies gerade die Handlungen „freie“, welche ohne Überlegung aus der Tiefe kommen, man erinnere sich z. B. an die Erweckung des Lazarus durch Christus.

Das Problem des Zusammenbestehens von Freiheit und Gebundenheit im menschlichen Wollen und Handeln, welches auch für die psychistische Charakterologie von großer Bedeutung sich erwiesen hat, ist sehr alt. Es wurde bald (in der Antike) auf das Wirken der Vernunft, bald (seit dem christlichen Mittelalter) auf die Kraft des vermeintlich „schaffenden“ Willens bezogen, der jedoch nur schwer vom blind waltenden Trieb sich trennen läßt. Gegenwärtig gilt wieder einmal, wenigstens in der Popularpsychologie, das Willenswirken als wesentlicher Fortschritt gegenüber der Lehre vom Vernunfthandeln: Charakter sei Willensstärke. Ja, der Wille, zuletzt der Trieb, wird vielfach als Erzeuger der Vernunft betrachtet, obwohl fürwahr leicht zu erkennen ist, daß ein höheres Gesetz, als das unseres Willens, das Geschehen lenkt. Damit wäre aber auch die Lehre von der menschlichen Freiheit schon mehr oder weniger überhaupt als Irrtum hingestellt. Bereits Hume z. B. betrachtet unsere Handlungen wirklich als Naturgeschehen, beherrscht von der Kausalität. Nietzsche hat zuletzt direkt den Wertakzent auf die Seite des im Triebhaften sichern, einheitlich und stark sich ausdrückenden amoralischen Lebens verlegt, nicht auf die Seite des Geistes, der erkennt, plant, beherrscht, will. Es solle das Lebensganze sinnvoll geordnet werden als Untergang des Echten durch die Übermacht von Scheinwerten. Hiervon ausgehend, sucht z. B. auch Klages die Charaktero-

logie sehr beachtenswert als eine dementsprechende Ausdruckslehre verständlich zu machen. Das Bedenkliche hierin ist nur, daß biologisch das Triebhafte, das „Dionysische" allerdings zu den grundlegendsten Äußerungen der Tiefenperson, aber auch sehr vorwiegend zu den Erscheinungen des beschleunigten vitalen Ablaufs gehörig, kein voll richtiges Bild geben kann von den wichtigsten Lenkungen des aufbauenden Lebens, deren Harmonie erst dem ganzen Charakter zugrunde liegt. Wenn wir schon wollen, sollen wir es mit allen Mitteln unserer Natur!

Dionysos entspricht der schwellenden „Triebkraft" in der Natur, der Vegetation, aber, damit zusammenhängend, dem Rausch und dem orgiastischen Taumel. Apollo dem Licht in heilsamer und schädlicher Wirkung, im ersteren Sinne dem „Ordner", dem Gesetzgeber, dem Schützer der Früchte, der Herden, der Menschen, dem Alexikakos, Vater des Asklepios. Die menschliche Tiefenperson enthält beides: wir sind der Erdrinde verhaftet und sind gleichzeitig Kinder der Sonne; die Schwerkraft wird durch die Lichtorientierung kompensiert. Immer wieder richtet sich die Pflanze zunächst nach der Lotrechten, um sich, dem Lichte zuwachsend, darüber hinwegzusetzen. Aber das anpassende vitale Verhalten ist entweder tropistisch oder reizverwertend. Das Dionysische steht entschieden ersterem zu nahe, es ist mehr und beschleunigter ab- als aufbauend. Das gilt auch für den Menschen. Die Juden in der Wüste „dürsten", Moses schafft Wasser, den vitalen Aktionsradius seines Volkes auch in der Zukunft erweiternd. Ein führender Lenker! Der Genochorismus und der Dimorphismus der Geschlechter schafft nicht bloß Zeugungsmöglichkeiten, sondern auch die Brutpflege. Wie erklärt sich dies auf natürliche Weise, ohne Wunder?

Die Bedeutung eines im Tatsachenbestand des Lebens überall zutage tretenden Lenkungsvermögens ist nicht zu verkennen. Naturwissenschaftlich kommt es nicht an auf Kausalität oder Entelechie, sondern auf die eindeutige Bestimmung auch alles organischen Geschehens durch gesetzliche Ordnung. Die lebendige Ordnung sehen wir nun nicht schlechthin gleiche Wirkungen auf gleiche Ursachen hervorbringen, sondern auf recht verschiedene Ursachen Wirkungen von gattungsmäßiger Ähnlichkeit, nämlich die jedesmalige Ingangsetzung der Person selbst bei allen Entwicklungsvorgängen und Funktionen. Das vitale Lenkungsvermögen befreit uns von mancherlei äußeren und inneren Einwirkungen. Erstlich jedoch ist diese Befreiung von der Reizübermacht nur eine bedingte, andererseits ist sie nur eine Ordnung mit bestimmten Freiheitsgraden, wie sie auch die Physik der gekoppelten Systeme kennt.

Aber das Leben, diese spezifisch lenkende Übertragung, schafft trotz

der Beschränkung durch die Materialkonstanten viel reichlicher als die anorganische Welt Aufzug, Neues.

Weder Materie im gewöhnlichen Sinn, noch Energie besitzen eigene Lenkung oder Bestimmung. Wenn hingegen eine Eichel die Lebensmöglichkeit für Wälder von Eichbäumen bis zu Generationen ohne Ende in sich trägt, ist das nicht so, als ob bloß, entsprechend dem Erhaltungsprinzip, etwas von einem Ding zum andern überginge.

Kraft in Bewegung „leistet Arbeit" und „überträgt Energie". Eine Kraft in Ruhe jedoch, ein statischer Spannungszustand, wie ihn z. B. eine Wasserscheide erfährt, leistet weder Arbeit, noch wird Energie übertragen. Und doch lenkt die Wasserscheide jeden Wassertropfen nach der Donau oder dem Rhein. Die kolloiden protoplasmatischen Grenzflächen werden durch elektrische Ladung vielfach solche Wasserscheiden. Eine ruhende Schiene „führt" den von einer Lokomotive vorwärtsbewegten Zug, jedoch nur, indem sie eine Kraft ausübt, senkrecht zur Richtung der Bewegung. Sie leistet keine Arbeit, erleidet aber eine gleiche entgegengesetzte Reaktion.

Leben und Kosmos verfügen aber noch über eine ganz andere Führung, ich habe sie schon oben Koagitation genannt, deren bestimmendes kombiniertes Moment keiner solchen Reaktion mehr unterliegt, die aber trotzdem physikalische Eigenschaften, gerade z. B. für neue vitale Aufzugserscheinungen (Entwicklungen) verwenden kann. Von Kausalität sollte, strenggenommen, nur dort gesprochen werden, wo die Größe der Ursache als Größe der Wirkung fortbesteht (Causa aequat effectum). Schon der eine Pulvermenge entzündende Funke ist sonach sensu strictiori nicht Ursache. Der Magnetisierungsprozeß erzeugt keine magnetischen Kraftlinien im zuvor trägen Stahl. Präexistent vorhanden, aber ungeordnet und klein, werden die Kraftlinien „geweckt", erweitert. Bereits hier handelt es sich um Kollokationen. Ja, bereits die Auslösungen erfordern eine Ergänzung des Energieprinzips. Die Annahme einer Koagitation der Ursachen, einer Zusammenordnung der gegebenen Anfangsgrößen, im Sinne von R. Mayer, ist unbedingt erfahrungsgemäß. Als physikalisches Beispiel führe ich an: Welle als sowohl räumlich wie zeitlich periodische Störung, $y = a \sin (x - vA)$, Kollokation von Elastizität und Trägheit. Alles, was so zwiefach periodisch ist (der elastischen Verschiebung entspricht auch elektrostatische Ladung) macht den Spielraum, die Serie der obigen legislativen Idee aus. Änderungen der Kollokation, z. B. in Aufzugsphänomenen (Beispiel: organische Entwicklung, Regeneration), sind als Folge unmittelbar vorangegangener Kollokation zu betrachten. In dieser Abfolge der Koagitationen liegt das Gesetz aller Evolution. Der

Organismus im Lichte der Ökologie hat Teil an den Koagitationen der Umwelt und gibt sie „nachschaffend" zurück. Daher die Harmonie zwischen den Denkgesetzen und der objektiven Welt: Denken ist selbst auch nur: coagitare (vgl. o.).

Nur phänomenologisch sollen durch Koagitation von Ursachen aus deren Inhalt hier notwendige Formen des Geschehens entwickelt werden. Die Idee ist Entwicklung im allgemeinsten Wortsinn. Die Widerstände, welche zu überwinden sind, werden hierzu in einer konkreten Welt, wo, kombiniert und zusammenwirkend, die der Idee entsprechenden Gestalten als letzte Resultate hervorgegangen sind. Was die Psychologen Seele nennen, kann nur zu den Gliedern der Eigenentwicklung des Ideellen gehören. Sie kann nicht körperfremd neben dem Organismus, sondern als das Äußere gewahrender, nach außen hin handelnder, Organismus leben. Das tierisch Leibliche ist retardierendes Gewicht. Beispiel ist: Gleichung der Parabel — gezeichnete Parabel.

Versenken wir impressionistisch uns in den Strom der Alltagserfahrung, in die Einzelheiten der Umwelt. Die Dinge befinden sich nicht im Gleichgewicht, oder, Gleichgewichte sind bloß vorübergehender Art. Jedes Ding von seiner Negation, seiner Auflösung verfolgt, ist in unablässiger Bewegung nach Künftigem, das an die Stelle des Jetzigen tritt. Alles ist vorläufig, ganz, wie es der berühmten Intention von Hegel entspricht. Ein aus allen Dingen herausgelöstes Ding ist überhaupt nicht mehr konkret, sondern ein Abstraktum, das dem Andrang der Umwelt nicht standhält. Sie überwältigt aber auch uns Menschen selbst. Wir erkennen: die ganze Wahrheit über irgendeine Sache ist mehr als die Sache selbst. Ebenso unsere belebte Umgebung. Unfälle geistiger, sittlicher Art stören unser Gleichgewicht auch von daher (Familien-, bürgerliches, Berufsleben). Unsere religiösen Haltungen werden wankend, wissenschaftliche Systeme weichen Erschütterungen. Alle diese Neugestaltungen sind begründet in auf- und absteigenden Koagitationen, in der Welt und in uns.

Die Koagitationen spannen Energie aus, geordnet, gerichtet, aber auch jeweils sinkend, sich auflösend, gebunden an den Determinismus der Materialität. Inmitten der Auflösung arbeitet gerade das aufbauende Leben dem Entropismus, von dem es gleichfalls profitiert, schaffend entgegen. Die Technik des Menschenplasmas strebt nicht nachbildend nach den Naturprozessen, sondern vorbildend nach solchen, die es in der Natur vielleicht noch nicht gibt. (Man denke an Industrie und Landwirtschaft.) Die Gesellschaft braucht nur die Aktivität „ektropischer" (wirkungsfähiger) Charaktere. Ein Regulativ, wie das Erhaltungsprinzip, genügt nicht, wir brauchen, und haben auch, produktive Ini-

tiative. Wir haben nicht bloß Ausgleich nötig, sondern auch erzwungene Erscheinungen. Dem ordnenden Phänomen der Kristallbildung im Anorganischen, im Kreislauf des Wassers gegenüber stellen wir die Entwicklung an die Wurzel des Lebens. Wie erhält nun aber speziell das Lebendige die Konzentration und den Aufschwung?

Auf der erwähnten, selbst locker oder fester verknüpften, Koagitation beruht eine bisher zu wenig beachtete, aber trotzdem auf der Hand liegende vitale Eigenschaft: Die Fähigkeit der Zusammenziehung, der Kondensation des Momentanen zur Dauer. Das meiste Geschehen in der Welt geht wellenförmig, geht rhythmisch vor sich, fast jede Bewegung steht unter dem Wellengesetz. Der Organismus bzw. die vegetative Strömung, selbst eine Wellenbewegung (beruhend auf Ionenschwingung) besitzt die Fähigkeit der Kontraktion von Schwingungen äußerst verschiedener Größenordnung, von denen des Lichts angefangen bis zu derjenigen von Planeten. Wir fassen Vergangenheit und Gegenwart ordnend in eines, und gerade dieses Vermögen kennzeichnet den ,,Mann der Tat'', wir ziehen die akustischen Schwingungen zusammen in die Qualitäten der ,,Ton''empfindung, die Schwingungen der Muskelelemente in Zuckung und den Tetanus, und überdies Ausgangs- und Endpunkt der vegetativen Strömung (Erregungsausgleich zwischen Nervenzentren und Muskel). Die wählende Zusammenziehung macht Rezeptionen zu Gnosien, Motus zu Aktionen. Die Schwingungen in uns sind gekoppelt, sie ,,induzieren'' einander von gewissen Koinzidenzpunkten der Wellenzüge aus, die sich einigermaßen fixieren und die Grundlage der Temperamente bilden mögen. Die Perioden schaukeln endlich, sich gegenseitig steuernd, auf, in Sender- und Empfängerschaltung des Organismus zu den eben genügenden Wirkungsgraden. Darin liegt auch das Begründete der Teleologie.

Der aufbauende plasmatische ,,innerliche Arbeiter'' (antah karana im Sanskrit) hat sehr verschiedene Modi actionis. Immer und überall bohrt er gewissermaßen einen Tunnel durch Sand. Beim Vorwärtsdringen muß jeder Zoll durch einen gemauerten Bogen gesichert werden. Schon in der Zusammenziehung im Begriffsworte steckt ein solcher ,,gewachsener'' Bogen (vgl. o.). Darin liegt nichts gar so Befremdliches: Die Pflanze wächst dorthin, wohin die animalische Handlung greift. Auf primitiven Stufen des Lebens, z. B. bei den Hefen, gibt es in abstracto, entgegen Pasteur, keinen völligen Parallelismus zwischen Wachstum und Gärung (Dissimilationsabbau): es gibt auch wachstumslose Gärung. Im Animalischen ist es hierin zu Kombinationen (Koagitationen) gekommen. Für den Menschen scheint vor allem das Problem eines Parallelismus zu bestehen: der von gewachsenen Namen als

Ausdruck des Geistes, als spirituelles Sensorium commune und den sonstigen, in der Gärung vorgebildeten dissimilatorischen vitalen Funktionen.

Bei den Siphoneen, einer Gruppe mariner Algen mit sehr komplizierter äußerer Form, befindet sich das Protoplasma, welches die Kerne in sich trägt, in fortwährender Zirkulation durch den ganzen nicht zellig abgeteilten Körper (vegetative Strömung). Wegen dieses beständigen Kreisens ist es unmöglich, die Lokalisation der Formbildungsprozesse auf Leistungen etwa der Kerne zurückzuführen. Auch eine „Struktur" der fixierten äußern Plasmaschicht kann für jene Lokalisation nicht verantwortlich sein, denn eine solche Struktur gibt es nicht. Will man nicht eine Seele (Morphaestesie) herbeiziehen, bleibt somit nur die rückwärts lebende Plasmatechnik übrig. Der funktionelle Charakter macht hier, wie überall, die Morphe, nicht umgekehrt (vgl. den Asthenischen).

Diese aufbauende Plasmatechnik projiziert ferner auch Organisationsbestandteile, Organe gewissermaßen, nach außen. Das „Erfinden" ist Manifestation neu koagitierender Naturgewalt. Menschliche Schöpferarbeit verläuft ektropistisch, aber doch gesetzmäßig. Das Psycholamarcksche Prinzip der Bedürfnisreaktion führt am wirklichen Sachverhalt vorbei (vgl. o. Beispiel der Blattlaus). Auch der Gedanke natürlicher Auslese von Varianten kann den Betrachter der Kulturwerke als Entwicklungsfaktor nicht voll befriedigen. Nicht Variabilität, nur Mutation, epigenetische Koagitation, kann hier den Ausschlag geben. Sehen wir z. B. im Ruderboot eine Art, deren besonderes Merkmal in der Fortbewegung durch das Ruder besteht: Ausgehöhlter Baumstamm, römische Galeere, venetianische Gondel, Oxfordboot usw. können da als Varietäten hingehn. Aber schon zum Segelschiff z. B. kann es so nie kommen, dieses repräsentiert eine Auslese von Mutationen. Hier handelt es sich um einen, der „Dialektik" des Proclus vergleichbaren vorwärtstreibenden Entwicklungsfaktor, eine wohl auch nur aus Anpassungsnöten keimende, aber immer neugruppierte lenkende Koagitation von Kräften, die im „Prinzip der schöpferischen Resultanten" sich auswirkt, die mehr ist, als die anfangs gegebenen Elemente.

Unter Konstitution habe ich seit langem die Stabilität verstanden, welche sich bekundet in der Wiederherstellung nach der Schädigung durch irgendwelche Reize. Als theoretisches Vorbild für eine künftig zu erarbeitende Charakteristik möchte ich die „Kennlinie" erklären, eine Kurve, welche die Beziehung zwischen der Erregungsstärke im tierischen Leiter und der zu ihrer Unterhaltung notwendigen Spannung, somit die Lebhaftigkeit der Erregung, zum Ausdruck bringt. Im Experiment wird es in naher Zukunft möglich sein, für einzelne Fälle

die Messung zu ermöglichen. Für die Synthese Mensch muß man sich mit praktischen Umschreibungen begnügen. Die hier gemeinten Spannungen sind aber biologisch durchaus faßbar; sie entsprechen den Grenzflächenpotentialen des vegetativen Betriebsstückes. Wir müssen von Empfindungsarbeit sprechen, die nachdauern kann („Nachbild"). Bei konstantem Reiz braucht sich nicht einfach der Arbeitsvorrat zu erschöpfen: es machen sich Folgezustände geltend, durch welche das betreffende Organ den ursprünglichen vegetativen Zustand wieder zu gewinnen sucht. Die Perzeptionen kämpfen untereinander (positiv, negativ, schwarz-weiß, Schrumpfung optischer Bewegungsnachbilder usw.) und um die Person. Der Organismus ist eine Spannkraftsvorrichtung, welche in Schwingen zum Gleichgewicht zurückkehrt. Als Charakter wollen wir also in der Folge die geschmeide Spannung, die Elastizität des Verhaltens der Tiefenperson (der vegetativen Strömung als Ganzes), die Freiheit gegenüber dem Automatismus nennen. Die Kortikalperson, welche wir mehr für die Umwelt als für unsere eigene Dauer haben, distanziert (relativiert) uns von der Umwelt, die Tiefenperson fühlt uns ein (Beispiel: der Physiker, welcher den Stoß mitfahrend im Kahn, und der, welcher ihn stehend vom Ufer aus beobachtet.

Von Introspektion allein erwarte ich keine objektive Charakterologie, die sich vergleichen ließe der Naturwissenschaft. Es muß unser Ziel sein, von der Tiefenperson her den auf sich selbst gerichteten Lebensprozeß in der Verstricktheit mit der ökologischen Situation durch Ein- (Einsfühlen) ein solches „verstehendes", Gefühl zur Natur (zurück) zu gewinnen, daß wir als „Gleiche" eine Art von Alleben mit ihr führen und der vegetativen Art von Noëtik zum Gegenstand, nicht die vegetative Strömung zum Willensobjekt machen. Von den oben erwähnten Spannungen gibt uns das vegetative Verhalten so viel Aufschluß, daß wir sie entsingularisieren und genügend „fremd" machen können, um sie zu objektivieren. Mehr als Rudimente bekommen wir vorläufig, ohne ein eigentliches Messungsverfahren, natürlich nicht. Einiges habe ich bereits an anderer Stelle (Syzygiologie) gesagt.

Man könnte etwa anführen: Normales Verhalten mittlerer Spannungen, Unausgeglichenheit mit Ausbrüchen. Allgemeine Unfähigkeit, Zerbrochenheit, Spannung aufzuladen, vorübergehend oder dauernd. Gleichgewichtsstörungen infolge einseitiger ökologischer Situation (belebte, unbelebte Umwelt): fehlende Reizelemente individuell nötiger Art, kritisch oder langsam zustande gekommen und dauernd. Ausbrüche der tiefsten Tiefe der vegetativen Strömung mit Rückwirkung auf die Vollperson. Den Zugang zu alledem erreichen wir leichter, als der

Beichtvater, der Psychoanalytiker, ja selbst als ein guter Detektiv, durch Analyse des (vor allem z. B. des künstlerischen) Verhaltens.

Der Psychologe mag sich also mit dem biologischen Arzt teilen: in zwei vom Vorwissenschaftlichen her auseinanderlaufende Richtungen, in das Ichhafte als introspektiv erlebenden Träger der Fühlungen und Wollungen und in die nach der Reihe der ökologischen Situationen einheitlich aus Plasmatechnik hergeleiteten Kulturprodukte. Jeder von ihnen steht dann einer ganzen Person gegenüber, die er aus neutralen Elementen in seinem besonderen Sinn aufbaut. Der Arzt wird schrittweise das Nicht-Ichhafte wiederum trennen in das Vegetative und Animalische, jedes mit eigenem „Intellekt" und mit eigenem affektbegleiteten Funktionen. Von meinem dargelegten Standpunkt betrachtet, haben wir dann jeweils den Hebel anzusetzen besser an die Ganzheit in der Einzelperson als in dem Typus harmonische oder unharmonische Ausbildung der verschiedenen Lenkungen, also an die Prävalenzunterschiede der konzentrierenden und der distributiven Leistungen.

Dabei scheint es mir praktisch wünschenswert, daß der Arzt, wo es nötig erscheint, auch sein eigener Psychologe ist, der sich am besten wird davor hüten können, mit dem „sich selbst" Gewußten auf totes Geleis zu kommen.

Fragestellungen und Methoden der Charakterologie

Von Arthur Kronfeld, Berlin

Das Bild, welches Kraus von der psychophysischen Struktur der Person entworfen hat, stellt den umfassendsten und jedenfalls einen großartigen Versuch der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise dar, dem Persönlichkeitsproblem gerecht zu werden. Die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise, oder philosophisch gesehen die Erkenntnisweisen eines induktiven Positivismus, stehen den Problemen der Persönlichkeit besonders beschwert gegenüber. Logisch und erkenntniskritisch steht hinter allen Fragen der psychophysischen Struktur, des Organismus, der Person immer das Wesensproblem der Individuation selber: der gestalteten Ganzheit, der Formeinheit, des in seiner Eigenart Einzigen, Einzelnen und Unwiederholbaren. Kann die biologische, naturwissenschaftliche Forschungseinstellung—mit ihren logischen und theoretischen Ausrichtungen auf induktive Gesetzbildung, auf das Allgemeine und Verallgemeinerungsfähige — dem Problem der Individuation prinzipiell genügen? Kommt es nicht vielmehr gerade auf das Individuelle an der Individualität an, ist nicht gerade das Unterscheidende und Vereinzelte hierbei das Wesensbedeutsame? Und andererseits, dies zugegeben, haben wir denn spezifische und adäquate Erkenntnismittel gerade zu dessen Erfassung? Müssen wir hier bei jenem allgemeinen Biologismus resignieren, dessen Ergebnis zwar großartig, aber grundsätzlich unvollendbar ist, weil er das Individuum doch immer nur aus einer begrenzten Reihe allgemeiner Determinanten bestimmt und sich ihm gleichsam nur asymptotisch annähert? Wenn wir aber diesen Biologismus aufgeben, wir als Ärzte und Naturforscher, gewohnt der methodischen Strenge, der experimentellen Beglaubigung und des bescheidenen aber sicheren Arbeitsertrages: verlieren wir uns dann nicht im Spekulativen, Intuitiven, im objektiv nicht voll Beglaubigten? Siegt dann nicht innerhalb der nüchternen Erfahrung der Standpunkt und das philosophische Bekenntnis über die exakte Tatsachenforschung?

Diese schwerwiegende und gefahrdrohende Bedenklichkeit steht an der Eingangspforte aller Charakterologie, sofern sie Wissenschaft sein will

und im System der empirischen Wissenschaften eine Stellung sucht. Vielfach ist dieser grundsätzlichen und methodischen Gefahr bisher zweifellos nicht genügend Rechnung getragen worden; denkerische Subjektivität, ja bedenkenlose Kühnheit und konstruktive Willkür haben charakterologische Verfahrensweisen und Prüfsteine, Gesichtspunkte und Systeme erstehen lassen, die uns Kliniker und Ärzte mit Recht kritisch stimmten. Grundsätzliche und methodische Selbstbesinnung, sonst eher hemmend als fördernd für die freie Forschung, muß hier besonders gewappnet sein. So kommt es, daß vor die Darstellung der charakterologischen Forschungsergebnisse von berufener Seite meine folgenden Ausführungen sich einschalten wie eine Warnungstafel — nicht vor dem Betreten dieses Weges, wohl aber davor, den Weg zu verlassen, um Blumen zu pflücken.

Die innere Antinomik, die wir schon am Beginn charakterologischer Fragestellungen sehen, ist eine dreifache:

1. Der Gegensatz des Allgemeinen und des Individuellen. Der Charakter ist, wie wir ihn auch definieren mögen, der Inbegriff derjenigen Momente, in denen wir das Wesen der individuellen Person erblicken. Diese ist zunächst ein Inbegriff empirischer Gegebenheiten und empirischer Erkenntnisweisen. Letztere aber haben zum Ziel das allgemeine Gesetz, das Naturgesetz, und eine systematische Rangordnung der Naturgesetze untereinander. Durch sie kann wohl die allgemeine Notwendigkeit eines Einzelgeschehens und Einzelseins bestimmt werden, nicht aber sein tatsächliches Dasein und Sosein innerhalb der vorgegebenen Mannigfaltigkeit, sein Individuellsein.

2. Der Gegensatz des Körperlichen und des Seelischen. Von der Biologie her läßt sich alles Seelische nur organismisch erklären, nur als Signal biologischer Gesetzmäßigkeit, nur epiphänomenal. Eine Autonomie des Seelischen, eine solche der seelischen Individualität, ist dem biologischen Aspekt wesenswidrig. Gerade sie aber wird mit der Problematik des Charakters implizit behauptet.

3. Der Gegensatz der Begriffe Konstitution und Charakter. Es wird vielleicht befremden, zumal nach den vorangegangenen Ausführungen von Kraus, daß zwischen diesen Begriffen ein Gegensatz bestehen solle. Ist nicht der Charakter nur eine Seite des Konstitutionsproblems, ist das letztere nicht umfassender, ist nicht von der Konstitutionsforschung her die Charakterologie in besonders fruchtbarer Weise erschließbar? Wer einen Blick tut auf die charakterologischen Errungenschaften der Konstitutionsforschung, wer soeben den gedankenreichen Darlegungen des Altmeisters der Konstitutionsforschung gefolgt ist, dem erscheint es in der Tat vermessen, an der heu-

ristischen Bedeutung der Konstitutionsforschung für alle Charakterologie blind vorüberzugehen. Und doch besteht hier ein Gegensatz. Die Konstitutionsforschung muß ihrem Wesen nach induktiv verfahren; sie geht von der physiologischen und deskriptiven Bestimmung des Artbegriffes aus, und sie vermag nicht eher mehr zu tun, als diesen Artbegriff immer weiter zu interpolieren. Aber auch dies geschieht vermittels allgemeiner Induktionen; und so kommt sie zwar zu typologischen Gesichtspunkten von immer stärkerer Besonderung, aber eine volle Integration der einzelnen Individualität bleibt ihr versagt. Die Wesenssonderheit der Charaktere, also dessen was für das Seelenleben der Einzelperson bezeichnend ist, kann sie nur approximativ bestimmen. Und sie tut dies an einem heteronomen Material: dem somatischen. So vermag sie niemals einsichtig zu machen, was sie tatsächlich feststellt. Wir müssen es als Tatsache hinnehmen, ohne es wesensmäßig begreifen zu können. Davor steht als Riegel das transempirische Problem der seelischen Autonomie.

Und auch vom Standpunkt des empirischen Materials aus kann uns die Konstitutionsforschung, so unvergänglich ihre Bedeutung für alle Charakterologie heuristisch immer sein wird, nur Bruchstücke liefern. Sie kann uns psychophysische Zuordnungen und Wechselwirkungen zeigen und vermuten lassen, sie kann uns bestimmte seelische Stigmatisierungen in affektiver, intellektueller und willensmäßiger Hinsicht als an bestimmte Konstitutionsradikale gebunden erweisen. Charakterologisch wesensmäßig sind diese Befunde so gut wie niemals. Sie bieten schicksalsmäßige Verzerrungen der Persönlichkeit, die aber gerade für das Wesen der psychischen Persönlichkeit mehr oder weniger unbezeichnend sind, schon deshalb, weil die Tyche blind ist, von der Seelenseite her sinnlos wirkt.

So ist es für eine jede mögliche Charakterologie eine unumgängliche Voraussetzung, daß sie es wagt, den Begriff des Charakters autonom zu fassen, seine Essenz in seiner seelischen Eigenart zu sehen, und ihre Fragestellungen und Methoden gemäß diesen beiden Voraussetzungen wissenschaftlich zu entwickeln. Nichts hilft uns über dieses Wagnis hinweg als die Forderung unseres wissenschaftlichen Gewissens, mit den Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Induktion, mit den Sicherungen der Konstitutionsforschung immer wieder konform zu bleiben und immer wieder zu wissen, was wir bei unserer Arbeit methodisch tun, was wir und wie wir fragen dürfen; damit wir nicht, gemäß jenen berühmten Spottworten Kants, in unbeglaubigte „Genieschwünge des Denkens“ verfallen und dem Manne gleichen, „der den Bock melkt, während der andere ein Sieb unterhält.“

So muß es uns, wenn wir uns nunmehr den charakterologischen Fragestellungen zuwenden, als gefahrvoll und nicht in der Richtung sachlich empirischen Aufbaus der Charakterkunde erscheinen, die Wesenserfassung von Individualität unter metaphysischen Aspekten zu betreiben. Klages hat neuerdings seine reichen charakterologischen Fragestellungen und Anregungen in einem solchen metaphysischen Gegensatz von Geist und Seele zu fundieren gesucht; und er hat damit die Anhängerschaft Prinzhorns gefunden. Hier besteht die doppelte Gefahr: entweder daß das metaphysische Weltbild zum einzwängenden Dogma wird — und kein Geringerer als Rickert hat die grundlegenden Gedankengänge der Klagesschen Philosophie mit starken Gründen widerlegt; — oder aber, daß die verdienstvollen praktischen Errungenschaften und Anregungswerte, die von Klages ausgehen, in ihrer wissenschaftlichen Fundierung in der Luft hängenbleiben und nicht zur Dignität des wissenschaftlich gesicherten Erkenntnisbestandes zu gelangen vermögen. Ganz ähnlich liegen die charakterologischen Errungenschaften eines weit größeren Denkers mit Bezug auf ihren bleibenden wissenschaftlichen Gehalt. Friedrich Nietzsche hat seine außerordentlichen charakterologischen Leistungen zwar nicht metaphysisch fundiert, wohl aber in einer bestimmten philosophischen Wertsetzung. So sind sie eher der Ausdruck einer genialen philosophischen Persönlichkeit vom normativen, wertsetzenden Typus, als ein Bestand objektiver Ontologie; sie sind mehr eine Fundgrube glänzender Intuition, als wissenschaftlich unbezweifelbares Traditionsgut — es sei denn, daß man mit seiner Wertphilosophie durch dick und dünn mitgehe. So unendlich viel die Charakterologie dem Genie Nietzsches und dem Tiefsinn Klages' dankt, so muß sie in ihren Fragestellungen sich von diesen beiden Führern lösen, um als Wissenschaft zu bestehen.

Eine ähnliche Einstellung wird die Charakterologie zu jenen geschichtsphilosophischen Grundlegungen einnehmen müssen, die seit dem Vorangang von Dilthey, unter der Führung von Simmel, Rickert, Windelband, Troeltsch, Max, Weber und Heinrich Maier zu immer stärkerer Herrschaft in der zeitgenössischen Philosophie gelangt sind. Diese kultur- und geschichtsphilosophische Gedankenwelt sucht ebenfalls das Wesen des Individuellen in solchen Erkenntnisformen direkt zu erfassen, die sich von aller sonstigen Erfahrungswissenschaft grundlegend trennen. Das Wesen des Individuums ist dasjenige, wodurch es sich von allen anderen unterscheidet. Dieser Unterschied macht die Eigenart, das Eigengesetz der Individualität aus — und Gesetz in diesem Sinne, „individuelles Gesetz" ist alles dasjenige, was die Zugehörigkeit aller Eigenschaften zur Persönlichkeit ihres Trägers

als notwendig bestimmt. In diesem individuell Notwendigen, in der Persönlichkeitsnote, besteht die besondere Bedeutsamkeit der Individualität. Diese Bedeutsamkeit setzt eine Norm voraus, gemäß deren sie da ist oder nicht da ist. Und diese Norm wird als eine Wertnorm vorgegeben. Damit ist nicht gesagt, daß nun auch die Erkenntnis der Bedeutsamkeit einer Individualität eine Werterkenntnis sei; sie ist vielmehr eine Seinserkenntnis. Aber ihr Ziel ist es, diese Bedeutsamkeit mit Bezug auf eine vorausgesetzte Norm als das innere Wesensgesetz, das Eigentliche einer Persönlichkeit zu erfassen. So verfährt die Geschichte, so die Biographik. Sie erfaßt Persönlichkeiten abbildend in demjenigen, wodurch sie sich von allen Andern unterscheiden, wodurch sie einzigartig sind. Sie erfaßt sie freilich nicht in der ganzen Fülle ihrer seelischen Vorgänge. Diese sind ihr im einzelnen sogar gleichgültig, insoweit sie nicht jenes historische Gesetz der Persönlichkeit widerspiegeln. Es braucht unter Umständen nur ein winziger Bestandteil der Persönlichkeit zu sein, der unter diesen Gesichtspunkten ihre individuelle Bedeutsamkeit ausmacht. Damit wird die Persönlichkeit als ein Idealtypus konstruiert: dies einzige Merkmal nämlich wird übersteigert, von allen andern wird abgesehen. So stehen die historischen Charaktere vor uns: Cato als der selbstlose aber unerbittlich Strenge, Cicero als der gewandte feige Opportunist usw. Was ein jeder von beiden sonst noch ist, das kümmert die Erfassung der historizistischen Charakterlehre nicht. Diese Bildung von Idealtypen hat zu einer höchst zweifelhaften Erweiterung der Logik Anlaß gegeben, der Logik der sogenannten Individualbegriffe. Es wäre darüber hier nichts zu berichten, wenn nicht die gesamte neuere Soziologie, Wirtschaftslehre und Geschichte sich philosophisch auf diese Lehre stützten, und wenn sie nicht behaupteten, daß jede mögliche Typenlehre nach dem Schema der individuellen Idealbegriffe vorgehen müsse: also auch die Charakterologie, speziell die psychiatrische. Jaspers und seine Schule hat in der Tat versucht, die psychopathischen Typen hiernach zu konstruieren.

Selbst wenn die logischen und erkenntniskritischen Neuerungen dieser Konstruktionen die Feuerprobe bestehen sollten, so kann dennoch das Bezeichnende eines individuellen Seelenlebens auf diese Weise nur an der Hand von Wertskalen erfaßt werden, welche der ästhetischen Sphäre, derjenigen der künstlerischen Gestaltung, der ethischen oder der weltanschaulichen Sphäre angehören, oder welche gewisse Beziehungen des einzelnen Seelenlebens zu den sozialen und kulturellen Werten besonders beleuchten. Wird doch hiernach die Persönlichkeit nur insoweit überhaupt idealtypisch erfaßt, als sie eben ihre Idee verwirklicht, als sie Träger oder Symbol eines besonderen Geistes ist, Abbild

eines besonderen individuellen Gesetzes. Für die Charakterologie des „gewöhnlichen Menschen", soweit er nicht historische und kulturelle Bedeutung hat, muß die Fragestellung ohne Resultat bleiben.

Bedeutsamer und praktisch wertvoller für die Ausbildung einer Charakterkunde ist die Fragestellung der Phänomenologie. Sehen wir ab von den seit Husserls Vorgang nicht mehr zur Ruhe gekommenen erkenntniskritischen und methodologischen Streitigkeiten, die sich an den Begriff der Phänomenologie knüpfen, und halten wir uns an das praktisch Wesentliche, so wie es uns z. B. in den Arbeiten von Pfänder, Scheler, Geiger entgegentritt: so besteht die Eigenart der phänomenologischen Fragestellung darin, Individualität von ihrem Erleben her zu erfassen und zu bestimmen. Müller-Freienfels hat diese Seite der phänomenologischen Psychologie am weitesten ausgebildet. Und es ist, praktisch gesehen, keine Frage, daß sich von den Erlebensweisen her, besonders von den Formen und Weisen des Selbsterlebens her, auf diesem Wege wertvolle charakterologische Befunde erheben lassen. Es sei nur an die Arbeit Storchs erinnert über eine phänomenologische Differenzierung der Selbstwerthaltungen und des Selbsterlebens. Allein so wenig der erlebende Mensch schon der ganze und eigentliche Mensch ist, so wenig kann die phänomenologische Fragestellung allein in charakterologischer Hinsicht ausreichen. Sie kann als heuristische Ausgangsfragestellung einer ausbauenden Charakterlehre von unschätzbarer Bedeutung sein; aber sie wird stets in der Ergänzung durch andere Gesichtspunkte der Arbeit bedürftig und fähig bleiben.

Auf das Ganze der individuellen Persönlichkeit in ihrer charakterologischen Eigenart gehen auch alle jene Fragestellungen, die wir unter den Begriff der individualisierenden Sinndeutungen zusammenfassen wollen. Sie erblicken das Wesensmerkmal der Individualität in ihrem Ganzheitscharakter. Der Organismus, die Persönlichkeit, die Seele, das Individuum — wie diese auch sonst immer bestimmt werden mögen — sind Ganzheiten. Ein Ganzes aber besteht nicht einfach aus summierbaren Teilen, sondern aus sinnvoll sich ergänzenden „Konstituentien" von jeweilig besonderen „Stellenwert" innerhalb desselben; mit Bezug auf das Ganze hat jeder Teil seine notwendige, unersetzliche und sinnvolle Stelle. Das Ganze ist eine sinnvolle Anordnung, ein „harmonisches System" eigener Art. Unter Sinn wird hierbei das Gesetz verstanden, welches mit Bezug auf die Anordnung der Teile zur Gestaltung des Ganzen gilt. Diesen Sinn kann man nicht als Mechanismus erfassen; hier besteht eine innere Zweckmäßigkeit und Ordnung, gemäß der die Teile zum Ganzen zusammentreten. Unter Struktur wird das jeweilige Sinngesetz gefaßt, ver-

mittels dessen jeglicher Teil in seiner Ganzheitsbeziehung so sein muß, wie er ist.

Solche Sinngesetzgebung zu erfassen ist möglich durch Intuition. Ähnlich wie wir die Gestalt eines Lebewesens anschaulich in uns aufnehmen, und alles an diesem Lebewesen von dem angeschauten Ganzheitseindruck aus als sinnvoll erfassen, ähnlich sollen wir uns auch auf das Ganze der Persönlichkeit und des Charakters mit intuitiver Evidenz richten. So gehen die Schüler Nicolai Hartmanns und gewisse Schüler Husserls an die Charaktere und geistigen Persönlichkeiten heran. Die hier drohende Gefahr ist die, daß statt wissenschaftlicher Sicherung eine künstlerische und hinsichtlich ihres Rechtsgrundes nicht zu beglaubigende freie Schöpfung entsteht. Intuition ist eine persönliche Gabe, aber keine verallgemeinerungsfähige wissenschaftliche Garantie. Ähnliches gilt von der verstehenden Psychologie, die in der Hand eines Meisters wie Dilthey oder Spranger oder Jaspers nur zu leicht die Bedenken übersehen läßt, die tatsächlich in wissenschaftskritischer Hinsicht gegen die Methode als solche geltend gemacht werden können.

Die Sinngesetzgebung der Persönlichkeit braucht nicht anschaulich erlebt zu werden, sie unterliegt auch der denkerischen Besinnung. Man hat neuerdings versucht, die Evidenz der Ganzheit und der Gestalt begrifflich und philosophisch zu unterbauen. Der Begriff des harmonischen Systems bei Driesch, die kategoriale Ganzheitsordnung von Othmar Spann, die Lebensform Sprangers, die Strukturbegriffe der Gestalttheorie suchen diese denkerische Sicherheit für die Charakterpsychologie zu gewährleisten. Auch die individuelle Finalität, die Zusammenfassung aller charakterologischen Einzelheiten unter einer teleologischen sinndeutenden Leitlinie in der Schule Alfred Adlers gehören hierher. Man betrachtet alle Charaktereigenarten so, als ob ein Sinn, ein inneres Ziel, die Autotelie Sterns, die Leitlinie Adlers als das Wesen der Individualität zu gelten habe. Von dem fiktiven Charakter dieser Sinndeutungen sind nicht alle ihre Schöpfer überzeugt. Und doch besteht hier, wie Alfred Adler am klarsten erkannte, ein großes „Als-Ob": die Sinndeutung wird von irgendwelchen übergreifenden Gesichtspunkten aus geleitet. Diese können der Biologie angehören, als innere Tendenzen der Selbsterhaltung, der Anpassung, der Entfaltung; sie könenn von geistigen Zielen hergenommen sein, und das ganze Charakterbild wird zum fiktiven Symbol irgendeiner geistigen Tendenz: der Geltung, der Macht, der Selbstverwirklichung, der Selbstüberwindung, des Heldenhaften, des Schöpferischen, der Entsagung usw. Die stärksten Sicherungen empfängt solche charakterologische Sinndeutung naturgemäß von der Biologie. Und insofern ist die individualpsycho-

logische Charakterologie Alfred Adlers unter allen bekanntgewordenen Versuchen dieser Art gerade für uns Ärzte und zur Erklärung der neurotischen Charaktere sowie zum Aufbau von Pädagogik und Psychotherapie besonders fruchtbar geworden.

Überblicken wir abschließend diese Versuche, spezifische Erkenntnisgrundformen für die adäquate Erfassung des Individuellen als solchen zu finden und den charakterologischen Fragestellungen zuzuordnen: so werden wir gewiß die systematischen Werte solcher Betrachtungsweisen auf uns wirken lassen. Wir werden anerkennen, daß diese Fragestellungen die Arbeit schöpferischer Persönlichkeiten auf charakterologischem Gebiet zu großen Leistungen beflügeln können. Die Werke eines William Stern, eines Alfred Adler, eines Spranger, eines Haeberlin, eines Jaspers sind Merksteine auf diesem Wege. Aber wir werden nicht glauben, daß diese Einstellungen auf die Charakterprobleme nun schon die eigentliche Charakterologie seien, und daß deren Heuristik damit abgeschlossen sei. Es ist da überall eine fatale Neigung, das empirische Material zugunsten theoretischer Fiktionen zu verkünsteln; es nicht mehr in der ganzen Fülle seiner Lebendigkeit wirken zu lassen, sondern es einseitig und eindeutig zu sehen und dabei in seinem Eigensein abstraktiv zu verbiegen.

Somit erscheint uns die zweite grundsätzlich mögliche Haltung vor den charakterologischen Problemen praktisch förderlicher zu sein. Wir geben die naturwissenschaftliche, induktive, verallgemeinernde Forschungsrichtung nicht auf; aber wir suchen nach Gesichtspunkten, um sie nach der Richtung des Einzelnen und Individuellen zu differenzieren. Wir wissen, daß dieser Prozeß unvollendbar ist. Aber durch ihn wahren wir die empirische Sicherung der charakterologischen Forschung in wissenschaftlicher Hinsicht, und werden dennoch zugleich ihrer Einstellung aufs Individuelle als eines Korrektivs der bloßen Gesetzesbildung gerecht.

Die erste Fragestellung, die mit dieser Ausrichtung in der Charakterologie fruchtbar wurde, ist die differentielle Psychologie von William Stern gewesen. Anstatt mit großem Wurfe das Ganze der Individualität zu erfassen, beschränkt sich diese Fragestellung vorsichtiger und anspruchsloser auf die einzelnen Unterschiede der Menschen. Sie gelangt, vermittels einer Variationsstatistik, von mannigfachen Unterlagen aus, insbesondere von experimentellen und testmäßigen Prüfungen, zu einer Psychologie der individuellen Differenzen; sie kann deren Breite, Streuung und Korrelationen berechnen. Die Arbeiten von Stern und seiner Schule, von Lipmann und der reichen amerikanischen Forschung haben ein exaktes und gehäuftes Material gesammelt,

um alle Ablaufsweisen und Leistungen psychologisch zu bestimmen, hinsichtlich derer sich Gruppen von Menschen gleichartig oder verschieden verhalten. Freilich ist diese Typologie und Gruppenbildung fast ausschließlich an speziellen Zwecken praktischer Leistung und Eignung orientiert. Zu diesem Ende wurden die Psychotechnik ja von Münsterberg geschaffen. Es handelt sich um Berufs-, Kriegs-, wirtschaftliche Eignung nach bestimmten Fähigkeiten, Begabungen, Leistungsmöglichkeiten. Das Wesen der Charaktere, dasjenige, was für den einzelnen Menschen bezeichnend ist, wird nur von diesem äußerlichen Gesichtspunkt her erfaßbar. Nun hat man in der angewandten Psychologie freilich versucht, diese Fragestellung von dem äußerlich-praktischen Zwecke abzulösen; man hat versucht, die Methoden der differentiellen Psychologie beizubehalten, aber die menschlichen Charaktere mittels ihrer als solche zu bestimmen. So kam Rossolimo zu seinen psychologischen Profilen, so Lipmann zu seiner Psychologie der Geschlechtsunterschiede, so Giese zu seiner Psychognostik; so hat man eine Reihe von Testprüfungen aufgestellt, um etwa das psychologische Profil der Neger als differentielle Gruppe gegen die anderen Rassen abzuheben. Es ist klar, daß die Heuristik dieser Fragestellung nur eine begrenzte sein kann; sie kann den individuellen Charakter nicht ausschöpfen. An Testprüfungen wie derjenigen von Fernald-Jacobsohn über die Reaktion des ethischen Verhaltens ließ sich die Grenze, die sich dem Ausbau der differentiellen Psychologie in charakterologischer Hinsicht entgegenstellt, klar erkennen: die Testfragen konnten auch von solchen Jugendlichen richtig beantwortet werden, bei denen die gefühlsmäßigen Unterströmungen ethischer Haltung nicht gesichert bestanden — wenn nur eine genügende Intelligenz und soziale Erfahrung ausgleichend eingriff.

Nun ließe sich denken, daß man das Prinzip der differentiellen Psychologie verfeinern könnte. Man könnte herausabstrahieren, was an den Merkmalen des seelischen Verhaltens eines Menschen vorherrschend ist, was immer wiederkehrt, was andere Anlagen und Fähigkeiten unterdrückt oder hemmt. Auf diese Weise käme man zu einem „Charakteristikum" des betreffenden Menschen. Kehren bestimmte Charakteristika bei verschiedenen Menschen wieder, so ergeben sich durch deren Gruppierung deskriptive Typen. Wir erhielten so Typen des Reagierens, der Motorik, der Willensdispositionen, der Affekteigenarten und geistigen Anlagen. Diese Typen sind lediglich Formeln für Besonderheiten des Beschreibungsmaterials; sie erheben keinen Anspruch auf Gesetzesbedeutung. Ihre Feststellungen sind einseitig, denn sie treffen nie den ganzen Menschen.

Dies ist der Weg der gewöhnlichen praktischen Menschenkenntnis, wenn sie den Dummen und den Klugen, den Verstandesmenschen und den Gefühlsmenschen, den Energischen und den Willensschwächling zum Typus erhebt, oder wenn sie den Lebenskünstler, den Beamten, den Bauern, den Franzosen, den Orientalen als Typen aufstellt. Es ist auch der Weg der klinischen Registrierung, insbesondere in der Psychiatrie, wenn sie die Typen des Haltlosen, des Triebmenschen, des Imbezillen, des Neurasthenikers usw. aufstellt. Bei einer solchen darstellenden Typenlehre vermittels einer übersteigerten formelhaften Heraushebung einer Merkmalsgruppe gelangt man nicht zur vollen Erfassung der lebendigen Wirklichkeit; man nähert sich ihr nur an, und zwar unter einseitiger Verzerrung. Ein Teil, und vielleicht nicht einmal der individuell wichtigste, wird für das Ganze gesetzt. Der als vorherrschend erkannte Einzelzug bleibt erklärungsbedürftig, unerklärt und vieldeutig. Es gibt keine Gewähr dafür, daß das als typisch herausgehobene Merkmal wirklich das Formgesetz des Charakters abgibt. So fruchtbar diese beschreibende Typenbildung in praktischer Hinsicht auch zu sein vermag, so liegt der Rechtsgrund für sie nicht in der beschreibenden und darstellenden Differenzierung.

Echte charakterologische Forschung geht über die bloß beschreibende Typologie wesensmäßig hinaus. Sie rechtfertigt die Aufstellung von Typen nicht mehr durch das vorherrschende deskriptive Merkmal, sondern durch das dahinterstehende Gesetz der Genese. Sie sucht die Menschen charakterologisch zu gruppieren nach dem vorherrschenden Gesetz der Reaktivität. Charakter ist doch nichts anderes als eben der Inbegriff der Gesetze der seelischen Reaktivität, sofern sie das Wesen eines Menschen bestimmen. Die Fassade der Gegebenheiten muß durch eine entwicklungsmäßige und dispositionelle Aufklärung im Sinne erklärender Gesetzmäßigkeit unterbaut werden. Solche genetische Dynamisierung der Charakterlehre führt wirklich zu gesicherten charakterologischen Befunden. Und wir wollen hier — unter vollem Vorbehalt hinsichtlich aller Einzelfragen — derjenigen Forschungsrichtung gedenken, welche hinsichtlich der genetischen Dynamisierung der Charakterprobleme die Pionierarbeit geleistet hat: der Psychoanalyse. Die Psychoanalyse ist freilich nicht die Charakterologie; beide sind als Fragestellungen verschieden. Erstere determiniert die vorgefundene neurotische Persönlichkeit kausal durch ihr Vorleben; wichtiges und unwichtiges unterscheidet sie nur im Hinblick auf diese genetische Determination. Sie gibt die „innere Lebensgeschichte" (L. Binswanger) der Person in der Verfolgung ihres Erlebens und ihrer Motivationszusammenhänge. Die Charakterologie hingegen verliert

niemals den Zusammentritt der einzelnen Determinanten und Determinationen zum Ganzen der Persönlichkeit in ihrer bezeichnenden und eben darum charakteristischen Eigenart aus den Augen. Man denke beispielsweise an den hysterischen Charakter. Die Psychoanalyse determiniert die individuelle Genese der einzelnen Erlebnisse und Verhaltensweisen desselben. Die Charakterologie geht auf das Formgesetz seiner bestimmten Reaktivität, die in Teilmechanismen zusammenhängender Art zu einer Fülle von Eigenarten und Phänomenen hinführt; aus diesen erhält man das jeweilige charakterologische Grundgesetz. Das Gesetz der Reaktivität also wird zum dominierenden charakterologischen Merkmal. Und hier zeigt sich, wenn wir nun die einzelnen Reaktivitätsgesetze zurückverfolgen, die nahe Konvergenz der charakterologischen Fragestellungen mit der Konstitutionsbiologie. Denn diese Zurückverfolgung führt uns eben in die Konstitutionsforschung hinein; sie führt uns in die Erblehre, in die Anthropologie des Körperbaus und die Physiologie der inneren Sekretion. Wenn also auch die charakterologischen Fragestellungen einen autonomen Ausgangspunkt haben, im Gegensatz zum Konstitutionsbegriff stehen, beim Seelischen und Individuellen beginnen: so führt ihre wissenschaftliche Verfolgung sie doch wieder mit der Konstitutionswissenschaft zusammen und gibt ihnen deren empirische Sicherungen und wissenschaftliche Garantien. Es wird keine Charakterologie geben können, die nicht an irgendeinem Punkte ihrer Entwicklung Lebenslehre wird und von ärztlichem Wissen und Denken ihre Befruchtung erfährt.

Und so zeigt sich, daß tatsächlich der anfangs vorhandene Gegensatz zwischen den konstitutionsbiologischen Zielen und den charakterologischen Fragestellungen überbrückbar ist, und daß hier wirklich eine Synthese für beide Forschungszweige ersteht.

Nach den Fragestellungen kommen wir zu den Methoden charakterologischer Forschung. Hier muß zunächst zweierlei betont werden: die Lückenhaftigkeit und Unzulänglichkeit jeder einzelnen Methode an sich, und zweitens ihr heteronomer Ursprung. Keine charakterologische Methode kann allein zum Ziele führen; und es ist vielleicht nicht überflüssig, dies hervorzuheben, da manche, und gerade die umstrittensten derselben, mit diesem Anspruch offensichtlich prunken. Ich erinnere etwa an die Graphologie, deren Ansprüche neuerdings geradezu zu einem Unfug auszuarten drohen, der auch praktisch und im Wirtschaftsleben nicht folgenlos bleibt. Da werden von mehr oder weniger verantwortungsloser und im Hintergrund bleibender Stelle graphologische Charakteranalysen auf Grund eines Anstellungsgesuches o. dgl.

entworfen, und von ihrem Ausfall wird die Vergebung von Stellen abhängig gemacht; es gibt auch eine graphologische Eheberatung und ähnliches. Diese tief einschneidenden und verantwortungsvollen Ratschläge werden erteilt, ohne daß der Beurteilende seine Objekte hinsichtlich der genauen Vorgeschichte kennt, etwas von ihrem Erleben und Schicksal weiß, ja ohne daß er sie auch nur einmal gesehen hat. Mit diesen Zurückweisungen eines um sich greifenden Modeunfugs soll nichts gegen die Brauchbarkeit der graphologischen Untersuchung als einer von vielen Methoden im ganzen einer charakterologischen Untersuchung gesagt sein. Es soll nur daran erinnert werden, daß jede charakterologische Methode, sobald sie losgelöst von den andern, vereinzelt und souverän auftritt, keinen vollen Sicherheitskoeffizienten in wissenschaftlicher Hinsicht aufweist.

Ferner sind die charakterologischen Methoden heteronomen Ursprungs. Sie werden von anderen Forschungsdisziplinen entlehnt und übernommen. Soweit sie ihre besonderen Teilziele innerhalb des Ganzen der Charakterologie erreichen können und nicht mehr beanspruchen, als eben die Erreichung dieser Teilziele, können sie von unschätzbarem Gewinn sein.

Dies gilt insbesondere von den der Anthropologie entlehnten Methoden. Die viel umstrittenen und kühnen Feststellungen Kretschmers über den Zusammenhang zwischen Körperbautypus und Temperamentsgrundlagen haben der normalen und pathologischen Charakterologie außerordentlich vielseitige Anregungswerte gegeben. Von der Anthropologie her wird sich vielleicht eine psychophysische Charakterologie der menschlichen Vitalrassen entwickeln lassen, die sich freihält von den bisherigen Dogmen und Vorurteilen der Rassenkunde. Die Erbbiologie hat sich in ihren Methoden auch an der Temperamentsvererbung bewährt, wie die Arbeiten von Hoffmann und Lundborg beweisen. Die charakterologische Erblichkeitsforschung tastet freilich vorerst noch hinsichtlich derjenigen psychischen Charaktereigenschaften, die überhaupt als primär und vererblich in Frage kommen; eine rasche Entwicklung dieses aussichtsvollen Forschungszweiges ist nicht anzunehmen. Immerhin bedeuten etwa die Vererbungsforschungen von Haecker und Ziehen über musikalische Begabung von dem Augenblick an einen charakterologischen Fortschritt, wo genauere Korrelationsbestimmungen zwischen musikalischer Begabung und anderen psychischen Eigenarten vorliegen werden. Ob sich hingegen aus den bisherigen Ansätzen zu einer Physiognomik wirklich eine Wissenschaft wird entwickeln lassen, ist zweifelhaft. Immerhin ist eine Methode der umfassenden morphologischen Feststellungen über körperseelische Zu-

ordnungen mit Hilfe der Variationsstatistik und exakter Maßmethoden kein leeres Zukunftsphantom der Charakterologie.

Lebendiger und bewegter würden diese von der Konstitution und dem Habitus ausgehenden charakterologischen Methoden werden, wenn es gelänge, statt der morphologischen Daten physiologische und psychologisch-funktionelle zu setzen, wenn also die statische Methode der Befundgewinne einer dynamischen wiche. Auch hierzu sind verheißungsvolle charakterologische Ansätze bereits gemacht. Der Aufbau der individuellen Motorik z. B. ist von Homburger, F. H. Lewy und anderen, derjenige der Sprachmotorik insbesondere von Baumann und Grünbaum, Pötzl, Goldstein, Höpfner usw. bis in charakterologische Befunde hinein verfolgt worden. Das meiste ist hier freilich noch zu tun. Es sei ferner erinnert an die Arbeiten von Jaensch und seinen Mitarbeitern über die eidetische Anlage und ihre Beziehung zu psychophysischen Konstitutionstypen. Es sei endlich erinnert an die experimentelle Psychologie der Reaktivität in sensorischer und motorischer Hinsicht, an gewisse Feststellungen der Reflexologie und des amerikanischen Behaviorismus. Nimmt man diese Methoden zusammen mit den klinischen Befunden der psychophysischen Stigmatisierung bei abnormen Konstitutionstypen, so eröffnen sich auch für die Charakterologie aussichtsvolle Forschungsmöglichkeiten.

Aber die Charakterologie wird die physiologisch-dynamischen Betrachtungsweisen weitertreiben müssen. Sie wird sich mehr und mehr genötigt sehen, aus ihnen exakte Methoden der Ausdruckskunde zu entwickeln. Dieser Forschungsweg, über den Ausdruck zur Persönlichkeit zu gelangen, ist bereits nach mannigfachen Richtungen entwickelt worden. Darwin hat eine genetische Teleologie der Ausdruckerscheinungen zu geben versucht, die trotz vieler berechtigter Anfechtungen auch heute noch wertvoll ist. Cannon und seine Mitarbeiter haben die Physiologie, insbesondere die innersekretorischen Alterationen der Affektzustände mit ihrem Ausdruck beim Tier in gesetzmäßige Beziehungen zu bringen versucht. Mosso, Lehmann, Wundt und seine Mitarbeiter, insbesondere Gent haben die Kreislaufverhältnisse mit den Ausdruckserscheinungen beim Menschen in eine Vergleichung gebracht; Duchenne und Wernicke haben eine Physiologie des Gesichtsausdrucks selber an einem geeigneten klinischen Falle experimentell zu geben versucht; Duval und Gaupp sind ihnen auf diesem Wege gefolgt. Auch die Schrift ist zur charakterologisch analysierbaren Ausdruckserscheinung geworden. Erinnert sei an Kraepelins Schriftwage, mit der neuerdings in Kretschmers Labora-

torium charakterologisch bedeutsame Kurven verschiedener Typen in Vergleich gesetzt werden. Freilich steckt hier alles noch im Anfang und in der Kontroverse. Und auch die durchaus verheißungsvolle Graphologie, wie sie neuerdings von Klages auf ein höheres methodisches Niveau gehoben ist, wird ihre wissenschaftliche Beglaubigung erst dann erhalten, wenn ihre Einzelbefunde an einem großen Material in eine korrelative Beziehung zu den sonstigen psychologischen und charakterologischen Methoden und Befunden gesetzt sein werden. Daran mangelt es bisher noch. Lediglich Blume hat neuerdings die Bedeutung der graphologischen Methode im Zusammenhang mit einer kritischen psychologischen Gesamtprüfung bei psychotischen Persönlichkeiten dartun können.

Ähnlich wie diese einzelnen Ausdrucksmethoden einer charakterologischen Befundsammlung förderlich sein können, können auch die Methoden der Leistungsprüfung, der differentiellen Psychologie, die Test- und Umfragemethoden heuristisch Wertvolles leisten. Es wurde schon vorher davon gehandelt; und wir übergehen Einzelheiten. Es muß aber gesagt werden, daß diese Methoden, sowohl diejenigen der Ausdruckspsychologie wie der Testpsychologie, leer und äußerlich bleiben, wofern nicht die lebendige Einfühlung in die zu beurteilenden Charaktere ihnen vorangeht. Einfühlung muß allererst alles methodische Vorgehen leiten und führen. Wir wissen wohl um die Fehlerquellen und Irrtumsmöglichkeiten dieses subjektiven Verfahrens; und jene objektiven Methoden dienen mehr seiner Begrenzung und Sicherung gegenüber solchen Fehlerquellen, als dem Fortschritt über die Einfühlung hinaus. Sehr erfahrene Psychiater betonen immer wieder, daß sie durch die bloße Exploration an der Hand ihrer Einfühlungsergebnisse mit ihren Fällen weiter kämen als durch noch so verfeinerte Intelligenztests und Leistungsprüfungen. Ohne Einfühlung keine Charakterologie! Dieser Satz gilt, unbeschadet der deutlich erkennbaren Gefahrenquelle, die in wissenschaftlicher Hinsicht besteht.

Und damit sind wir denn bei derjenigen Methode, die in charakterologischer Hinsicht immer noch die weitaus fruchtbarste und sicherste ist und bleiben wird: der Beobachtung des Einzelfalles, der Kasuistik und Biographik. Wo wir wirkliche charakterologische Vertiefung und Wissensbereicherung erlangt haben, da lag immer hingebungsvolle kasuistisch-biographische Versenkung in den Einzelfall eines Lebensganges, Lebensschicksals und Lebenswerkes zugrunde. Dies gilt für die bedeutenden Persönlichkeiten, es gilt für die kriminellen und asozialen Persönlichkeiten, es gilt für die Charakterologie der Kindheit, der Pubertät und anderer Lebensphasen. Wenn ein Sachkenner

vom Range eines Utitz in diesem Zusammenhang der großen Verdienste gedenkt, die sich insbesondere die Psychiatrie um die charakterologische Forschung errungen habe, so fallen diese Verdienste ganz gewiß in erster Linie der Methode zu, welche gerade die Psychiatrie ausgebildet hat: der klinisch-psychologischen Beobachtung und Verfolgung ihrer Fälle durch viele Jahre hindurch, an der Hand ständig geführter Aufzeichnungen, die das Erleben, Verhalten und Reagieren in einem gleichförmigen Milieu, der Anstalt, festhalten. Gerade die Ausschaltung des Wechsels der Umweltbedingungen läßt hierbei die psychologische-charakterologischen Linien ungezwungen hervortreten.

Diese Kasuistik und Biographik kann gleichsam mikroskopisch verfeinert werden, wenn die Einzelfälle durch lange Zeit der psychoanalytischen Erforschung unterliegen. Mehr und mehr ist die Psychoanalyse als Methode zum wichtigen charakterologischen Erkenntnisinstrument geworden. Dem Psychotherapeuten eröffnen sich in den langen Zeiten des ganz individuellen Eingestelltseins auf die Psychodynamik des Einzelfalles wohl die wertvollsten charakterologischen Erfahrungen. Daß Seelsorge und Pädagogik an solchen charakterologischen Gewinn ihren Anteil haben, liegt daran, daß sie zu ihren Zwecken besondere homiletische und hermeneutische Methoden aus sich entwickelten.

So stehen die Methoden dieses Gebietes vor uns, unabgeschlossen, nach vielen Richtungen ergänzungsbedürftig, in sich heterogen und von verschiedener wissenschaftlicher Dignität. Sie vermitteln kein Bild, das uns die Vorstellung einer nach festen Richtmaßen arbeitenden und fortschreitenden Wissenschaft Charakterologie nahebrächte. In ihrer Buntheit und vielfältigen Unsicherheit schrecken sie uns eher ab, an die Zukunft der Charakterologie als Wissenschaft zu glauben, als daß sie uns zu ihr ermutigten. Es darf auch dies noch gesagt werden: daß sich nicht verkennen läßt, wie charakterologische Probleme und Bedürfnisse die öffentliche Anteilnahme zur Zeit mehr erregen, als dies dem wissenschaftlichen Anspruch der Charakterologie zuträglich ist. Es hängt dies zweifellos mit gewissen Strömungen des Zeitgeistes zusammen. Wir können ihn noch so scharf kritisieren: in gewissem Ausmaß sind wir seine Gefangenen. Und bei aller Anerkennung der Bedenklichkeit, die in dieser Gunst des Zeitgeistes für die Charakterologie liegen mag, glauben wir doch nicht, daß es sich bei den charakterologischen Bestrebungen um eine Augenblickserscheinung der Mode handelt. Im Jahre 1867 erschien die erste Charakterologie, ein zweibändiges Werk von Julius Bahnsen, einem Schüler Schopenhauers.

Dies Werk, ein Gemisch voll Tiefsinn und Bizarrerie, eigenartiger Subjektivität und ernstem Streben nach sachlicher und psychologischer Gerechtigkeit, in vielem heute noch lebendig und fesselnd, gab der Charakterologie ihre unvergängliche Stelle im System der Wissenschaften: „Bindeglied zu sein zwischen Psychologie und Ethik." Ein bezwingender und großer Gedanke! Dieses Bindegliedes zwischen Psychologie und Ethik bedürfen wir und werden wir stets bedürfen, solange eine menschliche Gemeinschaft besteht und Forderungen stellt: Wir werden seiner bedürfen, um dem Mitmenschen in individueller und sozialer Not zu helfen, um die Jugend zu bilden, den Unerzogenen zu erziehen, vor allem aber, um uns selbst zu erkennen, sozial wertvoller zu machen und, nach Maßgabe des uns Vorbehaltenen, zu vervollkommnen. Trägt die Charakterologie zur Erreichung dieser Ziele bei, trägt sie dazu bei, das Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft und zur Gemeinschaftsordnung erträglicher zu gestalten, so besteht ihr Wert, losgelöst von allen Zeitströmungen — auch dann, wenn ihre wissenschaftlichen Voraussetzungen und Methoden noch in den Kinderschuhen stecken.

Die körperlichen Grundlagen des Charakters

Von G. Ewald, Erlangen

Will man über die Zusammenhänge zwischen Seelischem und Körperlichem etwas erfahren, so wird der Weg immer über die Psychologie gehen müssen. Nur eine fein differenzierende Psychologie hat seinerzeit der Aphasie- und Apraxieforschung die Wege geebnet. Man hat in der letzten Zeit verschiedentlich darauf hingewiesen, daß die Aphasieforschung nicht nur „im Vorhof des Psychischen" bleibe, sondern man hat sogar behauptet, daß ihre Zeit eigentlich vorbei sei; psychische Funktionen lassen sich nicht „lokalisieren". An dieser fast zum Schlagwort gewordenen Wendung ist zweifellos richtig, daß auch die Aphasien zahlreicher Mitbedingungen bei ihrem Zustandekommen bedürfen, daß auch an der Sprache nicht nur eine eng umgrenzte Gehirnstelle beteiligt ist. Aber niemand wird ernstlich die Bedeutung der Brocaschen und Wernickeschen Stelle und die Bedeutung der linken Insel für das Zustandekommen aphasischer Störungen bestreiten. Es wird also trotz allem erlaubt bleiben, nach somatischen Zuordnungen zu suchen.

Bei der Aphasie und Apraxie handelte es sich nur um ein einzelnes psychisches Phänomen, das es zu analysieren galt. Wenn mir nun heute die Aufgabe gestellt wird, mich über die körperlichen Grundlagen des Charakters zu äußern, so mag dies an jener historischen Forschung gemessen, als ein gewaltiges Unterfangen erscheinen. Man wird infolgedessen auch nicht erwarten dürfen, ein fertiges Gebäude gezeichnet zu bekommen, sondern wir müssen uns klar sein, daß es sich hier um ein noch wenig bebautes Gebiet handelt, und daß wir über einige Punkte und Richtlinien kaum hinauskommen werden. Immerhin: „Dringend not tut uns eine biologische Charakterlehre" sagt Kraus in seiner Syzygiologie, „die aber erst erarbeitet werden muß"; und sicher mit saurem Schweiße. Hypothesen und Irrtümer werden sich nicht umgehen lassen; doch das ist das Schicksal jeder naturwissenschaftlichen Forschung.

Es möchte zunächst scheinen, als ob zum mindesten das Problem der Beziehungen zwischen körperlicher Gestalt und seelischem Verhalten doch schon ein sehr altes sei. Wir erinnern uns der Lehren des

alten Gall und der Lavaterschen Physiognomik. Die Lehren sind verschwunden. Aber in brauchbarem Gewande sind sie wieder erstanden in den modernen Kretschmerschen Forschungen über Körperbau und Charakter; die Physiognomik dehnt sich aus über die gesamte Physis, über den gesamten Organismus und ist durch anthropometrische Messung, durch experimentalpsychologische Untersuchungen, bis zu gewissem Grade auch durch erbbiologische Feststellungen auf eine weit exaktere Basis gestellt, als jeder frühere Versuch; man wird anerkennen müssen, daß Kretschmer uns in der Beziehung zwischen pyknischem Habitus und ausgeglichenem Wesen oder zwischen pyknischem Habitus und zirkulärer Psychose mit großer Wahrscheinlichkeit eine Beziehung aufgedeckt hat; doch scheint uns diese Beziehung mehr zu sein, als eine bloß körperbauliche Verbundenheit, sie enthält wahrscheinlich einen echten funktionalen Zusammenhang als Bindung.

Ein gleiches wagen wir von den 3 anderen Typen, dem leptosomen, athletischen und dysplastischen Körperbautyp nicht zu behaupten. Ich darf die Kenntnis der Kretschmerschen Arbeiten hier wohl voraussetzen. Gewiß, wir werden auch hier nicht bestreiten, daß zu diesen Körperbautypen im allgemeinen andere Charaktere gehören, als zu dem pyknischen Körperbau, daß bei diesen 3 Typen die ausgeglichenen, runden Naturen seltener sind — sie fehlen freilich keineswegs —, daß diesen 3 Typen im allgemeinen die schwierigeren, problematischeren Charaktere zugeordnet sind. Aber sehr viel weiter kommen wir dabei nicht. Ich will von dem vielumstrittenen Begriff des Schizoids gar nicht reden, noch weniger von der allumfassenden Natur der Schizothymie. Kretschmer hat anscheinend eingesehen, daß diese Fassung eine viel zu weite war. Er sucht daher jetzt nach engerer körperlicher und psychologischer Umgrenzung. Ich glaube sicher, daß er auch hier noch recht hat, wenn er unter den Leptosomen oder Asthenischen relativ am häufigsten die Naturen findet, die entsprechend der neuen engeren Fassung des Schizoidbegriffes zur Affektverkrampfung neigen, die das abstrakte Denken lieben, die in ihrer Motorik eckig oder gebunden erscheinen, die sich mit Sexualkonflikten aller Art herumzuschlagen haben, ja vielfach sexuell nicht ganz normal veranlagt sind; wir denken dabei an den intersexen Typ von Mathes.

Wir geben ferner gerne zu, daß sich unter den athletisch und den dysplastisch gebauten Menschen viele finden mit einer gewissen explosiven Affektivität, die man früher auch als epileptoid bezeichnete, und bemerken gleichzeitig, daß man eine gewisse Affinität zwischen dem Stiernackig-Herkulischen und der Epilepsie auch früher schon kannte, und daß neuerdings das starke Hervortreten von Athletischem und Dys-



plastischem auch bei der Epilepsie festgestellt wurde. Doch wir wollen nicht auf das Gebiet der Krankheitskonstitutionen abschweifen. Das Explosiv-Affektive scheint jedenfalls eine gewisse Gebundenheit an den athletischen und dysplastischen Körperbau zu besitzen.

Eine körperbauliche Beziehung zu der Neigung zu hysteriformer Verarbeitung von Erlebnissen aufzudecken, gelang Kretschmer nicht; das relativ häufige Vorhandensein von vegetativer Stigmatisierung und von Sexualstörungen ist allzuwenig charakteristisch, und man kommt mit solchen Feststellungen von der Betrachtung des gesamten Körperbaues ab und kehrt zu den Einzelzügen zurück.

Wenn sich nun aber bei den Individuen, bei denen eine ausgesprochene Neigung zu hysterischer Verarbeitung von Erlebnissen das hervortretende Charaktermerkmal ist, sowohl asthenischer wie athletischer, wie dysplastischer Körperbau findet, so kann doch wohl wieder die Verkettung zwischen asthenisch und schizoid, oder athletisch-dysplastisch und epileptoid nicht allzu eng sein.

Freilich sagt Kretschmer selbst, nicht jeder Asthenische ist affektverkrampft, aber fast jeder Affektverkrampfte ist asthenisch. Es ist keine eindeutig umkehrbare Beziehung, wie der Mathematiker sagt. Wir zweifeln dann nur, daß er im Asthenischen wirklich schon die somatisch-wesentliche Beziehung zur Affektverkrampfung erfaßt hat. Und das gleiche gilt auch für den athletischen und dysplastischen Habitus. Berufen wir uns auf Mischungen und Legierungen, so wird die Sache nicht viel besser und namentlich auch nicht viel klarer. Es ist wohl so, wie v. Bergmann hinsichtlich der Sympathiko- und Vagotonie sagt: Mit zwei Prinzipien oder drei können wir der Wirklichkeit nicht gerecht werden, aber aus 25 Buchstaben läßt sich die ganze Sprache zusammensetzen. Man muß sich an einer großen Zahl von Einzelstigmen zu orientieren suchen.

Das liegt aber auch anscheinend in der Forschungsrichtung Kretschmers. Er will weiter differenzieren und immer weiter. So schildert er kurz die folgenden Typen, zu denen ein exakter Körperbau sich herauszuarbeiten verlohnte: „So gibt es unter den Hysterischen höherer Stände gelegentlich knabenhaft schlanke, schmalhüftige Frauen, die raffiniert überlegen mit den Männern zu spielen scheinen, in Wirklichkeit aber eine auch in ihrem Körperbau zum Ausdruck kommende unausgereifte Sexualität haben, mit einer Phantasie, die immer begierig nach erotischen Verhältnissen hindrängt und immer im letzten Moment zurückzuckt; oder die, sofern es zum körperlichen Verkehr kommt, diesen mehr dirnenhaft, ohne tiefere Befriedigung und ohne Festigung an den Mann ausübt bei mehr oder weniger vollkommener Verkümmerung der Mutterinstinkte.“

„Oder wir denken unter den männlichen Hysterien an die etwas fettsüchtigen weichen Männer mit den blassen Schauspielergesichtern. Oder an den „schönen Mann", wie wir ihm unter den hysterischen Schwindlern begegnen: Schlanker, betont leptosomer Körperbau, akzentuierte lange Eiform des Gesichtes, weiches zurückgekämmtes Haar, feuchter Blick, gelegentlich feminine Stigmen im Körperbau." Das ist sicherlich wieder sehr schön gesehen.

Es scheint uns aber nun doch eines bedenklich zu werden: Kommen wir auf diesem Wege nicht allmählich immer mehr in das Fahrwasser der alten Physiognomiker? Kommt es nicht nachgerade immer mehr auf den künstlerisch-intuitiven Blick an, dem wir ein mehr oder weniger häufig passendes anthropometrisches Mäntelchen umhängen? Müssen wir denn überhaupt noch Mediziner, Naturwissenschaftler sein, um so arbeiten zu können? Genügt nicht ein guter künstlerischer Blick und einige Menschenkenntnis, um diese Dinge zu erfassen?

Wir werden gewiß beides nicht entbehren können, weder den guten Blick noch die Menschenkenntnis; die Psychologie muß uns ja wegweisend bleiben. Aber das ist doch alles nur erste Pionierarbeit, ein Sortieren; und wertvolle Vorarbeit hat Kretschmer da sicher geleistet. Das muß rückhaltlos anerkannt werden, und ich tue es um so lieber, als man mich immer als Gegner Kretschmers bezeichnet, der ich nicht bin, wenn ich ihm auch nicht überallhin folge.

Wir werden aber m. E. in der Forschung nicht weiterkommen, wenn wir dauernd nur versuchen wollen, aus der, freilich im Zusammenhang mit der Funktion gewordenen, aber schließlich doch relativ erstarrten Körperbauform die seelischen Funktionen zu erschließen. In der inneren Medizin ist diese Art der Forschung auch schon weitgehend verlassen; ich erinnere an ein Wort Friedrich v. Müllers, das davor warnt, aus der äußeren Gestalt eines Organs allzuviel Rückschlüsse auf seine Funktionen ziehen zu wollen.

Wir müssen Funktionales mit Funktionalem in Beziehung zu setzen trachten; das Psychische aber ist für den Naturwissenschaftler zunächst einmal eine Funktion des Gehirns. Wir müssen danach trachten, nun auch funktionale somatische Zuordnungen zu finden; wir können uns dabei wohl an dem Körperbau mitorientieren; wir müssen aber darüber hinauskommen. Kretschmer scheint sich dessen jetzt auch bewußt zu werden, wenn er sagt: „Auf allen diesen Gebieten (der Körperbautypen) sind noch große Forschungserträge zu erhoffen, zumal wenn wir späterhin von der geschaffenen korrelationsstatistischen Basis aus immermehr auf die inneren Gründe dieser psychophysischen Zusammenhänge auf endokrinem, blutchemischem und vegetativnervösem Wege vordringen".

Dieser Gedanke des Suchens nach den inneren Gründen der funktionalen Zusammenhänge leitete uns, als wir uns die Frage vorlegten, welche Faktoren unseres Organismus denn nun eigentlich bestimmend seien für die Reagibilität unseres Nerven- und Zentralnervensystems. Dabei stießen wir zunächst auf die Frage, warum man denn eigentlich nicht nach den Grundlagen der Persönlichkeit und warum immer nur nach den Grundlagen des Charakters fragte. Es kann in der Tat nicht bestritten werden, daß das, was an seelischen Reaktionen in Erscheinung tritt und von uns beobachtet wird, fast immer Äußerungen unserer gesamten Persönlichkeit sind, einschließlich dessen, was wir als Intelligenz zu bezeichnen pflegen. Auf der anderen Seite wissen wir alle, was wir meinen, wenn wir von Intelligenzstörungen reden, das Material, die Talente und Begabungen, die mit dem, was man gemeinhin Charakter nennt, wenig zu tun haben. Da nun aber die Zergliederung eines in sich geschlossenen Ganzen die Methode naturwissenschaftlicher Forschung zur Erkennung des strukturellen Aufbaues eines Ganzen ist, so müssen wir uns schon dieser analysierend-zergliedernden Betrachtung bedienen dürfen, wenn wir als Naturwissenschaftler an ein psychologisches Problem herantreten, und können nicht bei der Ganzheitsbetrachtung stehenbleiben. Wir schließen daher „die Intelligenz" zunächst einmal möglichst vom Begriff des Charakters aus, bleiben uns freilich bewußt, daß eine scharfe Trennung unmöglich ist.

Ein anderer Begriff, dessen unscharfe Umgrenzung die Arbeit immer wieder stören mußte, war der Begriff des Temperamentes. Wir haben daher nach einer befriedigenden Fassung auch dieses Begriffs gesucht und haben dabei — horribile dictu — den Seitenblick auf das Somatische nicht gescheut; denn psycho-biologische Probleme müssen in einer Art angegangen werden, die eine Orientierung nach beiden Seiten, nach dem Physischen und Psychischen hin, zuläßt. So schien uns denn die quantitative Komponente im physischen und psychischen Geschehen die geeignete Basis für den Temperamentsbegriff zu sein. Es gelingt so, die verschiedensten Temperamentsumreißungen, die man bisher versuchte, auf einen biologischen Generalnenner zu bringen, dem wir den Namen des Biotonus gegeben haben. An den Namen klammern wir uns übrigens nicht. Von ihm hängt nach der psychischen Seite in erster Linie ab die Tönung der Vitalgefühle, die nach den Psychologen Höffding und Külpe das Ausschlaggebende für die Temperamente sind, aber auch das psychische Tempo, das Jodl als Kriterium heranzieht. Nach Klages kommt es auf die Grade der Eile, der Heftigkeit und auf die psychische Frische beim Temperament an, also auch auf eine Quantitätskomponente und nicht auf die Qualitäten, die Arten des Reagierens.

Auf innerklinischer Seite aber spricht Kraus von der Bedeutung des Elektrolytturgors als „des für die Individuation charakteristischen, verschiedenen quantitativen Faktors der beweglichen Erregung". Ich glaube, daß zwischen dem, was wir Biotonus nennen und dem Elektrolytturgor von Kraus die engsten Beziehungen bestehen. Also auch hier dürfen wir mit der Annahme der Bedeutung des Quantitätsfaktors für unsere Temperamentsbestimmung, auf Verständnis hoffen. Der individuelle „Spiegel" des Biotonus bestimmt das habituelle Temperament.

Wir sind uns allerdings klar darüber, daß die Trennung der Quantitätskomponente von den qualitativen Reaktionen immer unvollkommen bleiben wird, da sich das Quantitative mit dem Qualitativen immer innig verschlingen wird zur Einheit der in Erscheinung tretenden Funktionen, sowohl auf somatisch-funktionellem, wie auf psychischem Gebiet. Diese Trennung ist noch weit schwieriger, wie die Ablösung von der Intelligenz. Trotzdem gelingt sie; wie könnte man sonst die Abtrennung des endogen Hypomanischen oder der endogenen Melancholie von den entsprechenden hysterisch-reaktiven Zuständen vollziehen, wie es eine Alltagsaufgabe des Psychiaters ist? Wir halten hier einen Verzicht, wie er neuerdings verkündet wird, nicht für angebracht. Auf somatischem Gebiet ist es genau so; es sind die somatischen Grundlagen für Temperament und Charakter an sich in der Tat fast die gleichen; nur daß der Quantitätsfaktor des Turgors oder Biotonus das Temperament, der Qualitätsfaktor der „Konstruktion" aber den Charakter bestimmt.

Trennen wir den Quantitätsfaktor ab, so bleibt für den Charakter das Qualitative der Reaktionsart als bestimmendes Kriterium bestehen. Wir verstehen unter Charakter psychologisch die verschiedenen Reaktionsarten der Menschen auf Grund von Gefühls-, Trieb- und Willenseinstellung, somatisch aber die individuell verschiedene Reagibilität oder Reaktionsbereitschaft der nervösen und zentralnervösen Substanz.

Haben wir auf diese Weise eine sowohl für das psychische wie für das physische Gebiet anwendbare Abgrenzung des Charakterbegriffs gefunden, so können wir nunmehr fragen, welches die körperlichen Grundlagen sind, die für die Qualität unseres Reagierens nach der Gefühls-, Trieb- und Willensseite hin in Betracht kommen, oder mehr somatisch gewendet, von welchen Faktoren die Reagibilitätsarten unseres Nerven- und Zentralnervensystems abhängig sind.

Da liegen nun am nächsten zuerst einige gehirnlokalisatorische Erwägungen. Die älteren Anschauungen will ich übergehen. Die Enzephalitisepidemie hat uns neue Wege gewiesen. Wir bekamen bei Veränderungen in den Basalganglien neben allerhand vasomotorischen, trophischen, sekretorischen Veränderungen, neben Störungen im Wasser-

und Stoffwechselhaushalt und neben den bekannten extrapyramidalen motorischen Störungen Charakterveränderungen zu Gesicht, wie sie uns vorher nur von Psychopathen mit moralischen Defekten bekannt gewesen waren: impulsive Affektausbrüche aller Art, Boshaftigkeiten, Lügen, geradezu raffiniertes Stehlen, Sexualentgleisungen, wie exzessives Onanieren und Exhibitionieren, weiter aber auch übertriebene Ängstlichkeit und Schmerzempfindlichkeit (wohl ein Thalamussymptom), den bekannten „Mangel an Antrieb", der auch selbständig ohne motorische Akinese vorkommt, Gemütsabstumpfung, Gleichgültigkeit, Neigung zu eigentümlichen Zwangsdenken und paranoischen Einstellungen. Nun wird es uns natürlich nicht in den Sinn kommen, diese Charakterqualitäten, ähnlich dem seligen Gall, in die Zentralganglien verlegen zu wollen, wir meinen aber doch mit Bonhoeffer annehmen zu dürfen, daß uns hier „Richtpunkte" gegeben seien, die bei der weiteren Erforschung elementarer psychischer Symptome, aber, wie wir denken, damit auch bei der Suche nach den körperlichen Charaktergrundlagen von Wichtigkeit werden können. Wir denken an eine Störung bzw. Variabilität im funktionalen Zusammenarbeiten der Hirnstamm- und Hirnrindengebiete, die bei der Enzephalitis durch eine exogene mikroskopische Gehirnveränderung, bei den Psychopathien und Charakterspielarten aber durch eine anlagemäßige Gegebenheit erzeugt wird, etwa an mangelhaft gebildete oder mangelhaft gewordene Hemmungseinrichtungen, Ausschaltungen regulierender Systeme mit Freiwerden von phylogenetisch älteren, mehr instinkt- oder reflexartig arbeitenden Hirnstammechanismen.

Darüber, daß sich auch die Hirnrinde an der Charakterbildung beteiligt, kann es einen Zweifel nicht geben; sind doch gerade die hochwertigen Charaktere diejenigen, bei denen es zur Entwicklung der höheren „intellektuellen" Gefühle kommt, zu ethischen Regulativen, die umgekehrt bei ausgesprochenen Hirnrindenerkrankungen, wie bei der Paralyse und der senilen Demenz, besonders gern versagen. Andererseits aber findet man freilich bei den Hirnrindenerkrankungen im Vordergrund stehend die Demenz und die Merkstörung, also Störungen der Intelligenz, des Materials, so daß man wohl mit Recht dem das Gefühls- und Triebleben beherrschenden Hirnstamm noch die größere Bedeutung für die Charaktergestaltung zuzuerkennen geneigt sein wird, wenn man eine Rangordnung der Wertigkeit überhaupt anerkennen will. Reichardt hat sich schon lange um die Anerkennung der Bedeutung des Hirnstammes bemüht, auch die Namen von Küppers, von Kleist u. a. sind hier zu nennen.

Um diese zentralen Hauptstellen der Charaktergrundlagen gruppieren sich nun eine große Zahl anderer aus dem Organismus stammender und

das Nervensystem beeinflussender Faktoren. In erster Linie ist hier zu nennen das endokrine System. Es wird dieses System bekanntlich vom vegetativen Nervensystem innerviert. Es wird also von Bedeutung sein die Art dieser Innervation, ob sie intensiv oder weniger intensiv funktioniert. Es wird weiter von Bedeutung sein die Qualität der drüsigen Organe selbst; endlich aber wird es darauf ankommen, wie intensiv das individuelle vegetative und auch das übrige Zentralnervensystem wieder auf die einzelnen hormonalen Einflüsse anzusprechen vermag. H. Fischer hat sich eingehend mit der Rolle der inneren Sekretion im normalen und krankhaften Seelenleben befaßt. In erster Linie ist hier natürlich zu nennen der Hyper- und Hypothyreoidismus, ferner die Beziehungen der Geschlechtsdrüsen zum Seelenleben, am markantesten in ihrer Bedeutung für die Charaktergestaltung sich auswirkend an den Marksteinen des Generationslebens, in der Pubertät und im Klimakterium, aber auch zu den besonderen Zeiten des weiblichen Gestationsgeschäftes, einschließlich der Menstruation, mit ihrem besonderen Charakterumwälzungen, -verschiebungen und -änderungen, wenn auch hier natürlich nicht alles nur auf spezielle genitale Hormonwirkung geschoben werden darf. Relativ isolierbar lassen sich die genitalen Einflüsse am Eunuchoidismus mit seiner ängstlichen Zimperlichkeit und Neigung zum Leben in Phantasien aufweisen. Die Änderungen der Ragibilität des Nervensystems bei Epithelkörperchenausfall gehören hierher, die Einflüsse der Nebennierenrinde und namentlich auch des Nebennierenmarkes: Bei Nebennierenausfall läßt die Affektstärke nach, vermehrte Adrenalinausscheidung steigert die Affektivität. Auch der Hypo- und der Hyperpituitarismus hat zweifellos einen — vielleicht mehr indirekten — Einfluß auf das Seelenleben. Hinzu kommt aber nun — und das weist wieder auf die Bedeutung der funktionalen Zusammenhangslehre gegenüber der rein statischen Betrachtung hin — das korrelative Zusammenarbeiten der endokrinen Organe nach Art und Ausmaß, das vikariierende Einspringen eines ähnlich wirkenden Organes bei Insuffizienz eines anderen, das Aktiviertwerden des einen Organes durch ein anderes. Weiter darf die sogenannte Phasenspezifität nicht außer acht gelassen werden, das vorzugsweise Angreifen bestimmter Hormone in bestimmten Lebensphasen, des Thymussekretes z. B. in frühester Jugend, des Schilddrüsensekretes in der Kindheit, der Genitalhormone in der Pubertät. Alle diese Dinge im einzelnen zu belegen, würde hier viel zu weit führen. Sie sind aber überaus wesentlich für die Charaktergestaltung und für ein eventuelles therapeutisches Eingreifen, was doch immer mit Ziel der ärztlichen Wissenschaft bleiben muß. Hier ist mit noch so schönen Typologien nichts zu erreichen.

Aber nicht nur das innersekretorische System, auch andere drüsige Organe, wie die Leber, dürften sich in ihrer qualitativen Zusammenarbeit mit dem übrigen Organismus an der Charaktergestaltung beteiligen. Besonders bekannt ist das nörglerisch-reizbare Verhalten Ikterischer, auch bei fehlendem Juckreiz. Ich erinnere auch an die funktionalen Zusammenhänge zwischen Leber und Striatum, wie sie die Befunde bei der Wilsonschen Krankheit nahelegen. Weiter wiesen wir schon früher hin auf die Bedeutung der Isotonie, der Isoionie und Isothermie und auf andere Faktoren des Flüssigkeitsapparates des Organismus. Tatsächlich liegt es so, daß es kaum ein Organ im menschlichen Körper gibt, das nicht in funktioneller Zusammenarbeit mit dem gesamten Organismus an der Qualität der nervösen und zentralnervösen Reaktion und damit an der Ausgestaltung des Charakters sich beteiligt. Wir weisen schließlich auch noch auf die schon mehr ins Psychologische gehende — aber dann doch auch wieder auf den Organismus zurückwirkende — Bedeutung des Ausfalles gewisser Sinnesorgane, wie des Auges und Ohres, des Ausfalls von Gliedmaßen usw. für die Charaktergestaltung hin.

Beachtenswert erscheint uns endlich H. Fischers Hinweis auf die sogenannten „exogenen Aktivatoren", auf die Bedeutung der mit der Nahrung aufgenommenen Mengen gewisser anorganischer Substanzen, z. B. des Jodes, das sich schon in der Jodprophylaxe bei Kropfendemien bewährt hat, oder des Kalkes und Phosphors oder anderer akzessorischer Nährstoffe, der Vitamine usw., die den endokrinen Drüsen ihre aufbauende und vermittelnde Tätigkeit erst ermöglichen; wir bekommen durch diese Überlegungen auch eine gewisse Grundlage für die erfahrungsmäßig sichergestellten Wirkungen von Bädern, Heilquellen und klimatischen Einflüssen auf die gesamte körperliche Verfassung, und damit letztlich auch auf die Charaktergestaltung. Wir sehen eine Brücke entstehen zu der Ansicht der Autoren, die in freilich nicht zu billigender Unterschätzung der in der Anlage mitgegebenen Grundfaktoren, das körperliche und seelische Milieu, den „Lebensraum", als wesentlichsten Faktor für die Charaktergestaltung glauben ansprechen zu dürfen. Ich nenne die Namen Hellpach und Gruhle. — Für uns wird aber jedenfalls die konstitutionelle Veranlagung stets der Hauptfaktor der Charaktergestaltung bleiben. Die schönen Untersuchungen Langes an eineiigen Zwillingen, die kriminell wurden, und trotz verschiedenen Lebensraumes in der Art der Verbrechen und in ihrem übrigen Verhalten erstaunliche Gleichläufigkeiten erkennen ließen, sprechen durchaus für unsere Auffassung. Vernachlässigen darf der Arzt jedoch jene anderen akzessorischen, „exogenen Aktivatoren" nicht, wenn er den an ihn gestellten Forderungen gerecht werden will.

Die Beachtung der funktionellen, der Wirkungszusammenhänge und ihre Erforschung, auf die es uns bei unserer Arbeit im Prinzip ankam, scheint uns nun auch durchaus in Richtung der Krausschen Gedankengänge zu gehen, die seiner großzügigen Zusammenhangslehre, seiner Syzygiologie, zugrunde liegen, und die in seiner Abhandlung über die Tiefenperson ihren neuesten Niederschlag fanden.

Wir dürfen hier gleich noch die Namen v. Bergmann, Zondek und W. Jaensch nennen. Der Tiefenperson von Kraus, die den Kern der Persönlichkeit, des Charakters bildet, liegen im Prinzip die gleichen Systeme zugrunde, auf die wir schon hingewiesen haben, und die Kraus mit der Bezeichnung „vegetatives System" in einen umfassenden Begriff zusammenschließt. Das vegetative System von Kraus erschöpft sich nicht in den vegetativen Zentren und Nerven, sondern es umschließt auch alles, was mit der Elektrolytverteilung im Körper zusammenhängt. Von den anorganischen Elektrolyten scheinen die Kalium- und Kalziumionen die wichtigsten und am besten studierten zu sein, zu den organischen Elektrolyten aber gehören auch die Hormone, und damit das endokrine System. In ständiger Wechselwirkung arbeiten die vegetativen Zentren zusammen mit den anorganischen Elektrolyten und den organischen Hormonen; und unter Vermittlung des Wassers, des Blutes und der Lymphe als Dispersionsmittel erhält die vegetative Strömung die Anpassung an die jeweils neuen Umwelt- und Organismusverhältnisse aufrecht. Zu dieser vegetativen „Person" aber tritt die „kortikale Person", nicht additiv, sondern wieder in funktioneller Zusammenarbeit; es hat sich aus der ursprünglichen Verschmolzenheit Instinkt und Intellekt im Menschen differenziert, eines vom andern nie voll trennbar, sondern bei jeder künstlichen Isolierung immer noch „Fransen" des anderen an sich tragend, genau so, wie auch wir oben von der Unmöglichkeit einer reinlichen Isolierung von Intellekt und Gefühls- und Triebleben, von Hirnrinde und Hirnstamm sprachen. In der Art, in der Qualität der Verschmelzung und Durchdringung, in der Qualität der funktionellen Zusammenarbeit beider, liegt das Problem des Charakters; und dieses Problem weiter zu lösen, ist Aufgabe weiterer Forschung. So wenigstens habe ich die Gedankengänge von Kraus verstanden, die er auf ein gewaltiges, umfassendes naturwissenschaftliches Beweismaterial stützt, und die uns in modern innerklinischem Gewande die einfachen, von uns angeführten klinischen Tatbestände zu einer großen Einheit zusammenzuschweißen scheinen.

In der Erforschung der gegenseitigen Durchdringung, der jeweiligen Integration oder Differenzierung, des mehr verschmolzenen oder mehr isolierten Arbeitens von Instinkt und Intellekt, scheint uns nun bereits

ein Schritt vorwärts geschehen durch die Arbeiten der Brüder Jaensch über die eidetische Veranlagung.

Schon aus der Tatsache, daß es sich bei Aufzeigen der eidetischen Veranlagung Erwachsener um das Persistieren eines in der Kindheit häufigen Auffassungstypus handelt, um das Bestehenbleiben einer Entwicklungsphase, dürfte hervorgehen, daß man es hier nicht mit ausgeglichenen Normalcharakteren zu tun haben wird, sondern mit besonderen Spielarten, die das Psychopathische streifen. Etwa 60% aller Kinder sind Eidetiker und nur ein kleiner Bruchteil nimmt diese eidetische Durchgangsphase mit hinüber in das reife Alter.

Die Eidetiker zerfallen in 2 verschiedene Typen, in den der basedowischen Konstitution nahestehenden B-Typ und den der tetanischen Konstitution nahestehenden T-Typ. Über die Verschiedenheit der Anschauungsbilder hinaus finden sich aber bei diesen beiden Typen auch sonst Verschiedenheiten in der körperlichen und seelischen Reaktionsart.

Der T-Typ zeigt auf Seite der Körperlichkeit die Erscheinungen der galvanischen Übererregbarkeit auf sensiblem, motorischem und sensorischem Gebiet, zeigt mechanische Übererregbarkeit, besondere Kapillargefäßstrukturen an Nagelfalz und Augenhintergrund; daneben mehr eindrucksmäßig feststellbar das kniffliche Tetaniegesicht mit sorglichem, nachdenklichem, auch fadem, maskenhaftem, unverbindlichem Ausdruck. Auf der psychischen Seite aber (neben den starren, wenig veränderlichen Anschauungsbildern von negativem Nachbildcharakter) in der höheren psychischen Sphäre eine Neigung zu lästig perseverierenden Vorstellungen, zu „Vorstellungskrämpfen", bis zu Zwangserscheinungen, und eine steife, eckige, unbeholfene, ja zuweilen tollpatschig ausfahrende Motorik, die an das Choreatische erinnert, und die die besondere Bedeutung und das relativ isolierte Arbeiten tiefer paläenzephaler Mechanismen offenbart. Körperliche wie seelische Erscheinungen sind aber durch reichliche Kalkzufuhr gut beeinflußbar und beweisen dadurch ihre enge psychophysische Funktionszusammengehörigkeit. Etwas grob ausgedrückt handelt es sich um eine Art von Nebeneinanderherarbeiten von Hirnrinde und Hirnstamm, um einen Mangel an Integration oder Koppelung, um ein unzureichendes Verschmolzensein von tiefen und höheren Hirnschichten.

Beim B-Typ ist das ganz anders. Körperlich haben wir die an die formes frustes des Basedow anklingenden Symptome des Glanzauges, der Tachykardie, der respiratorischen Arhythmie, der Verminderung des elektrischen Hautwiderstandes bei starker Durchfeuchtung der Haut, eine Neigung zu dickem Hals; der Gesichtsausdruck ist belebt und beseelt. Auf der psychischen Seite aber findet man neben den urbildmäßigen

und plastiblen Anschauungsbildern etwas Sprunghaftes, Unbeständiges, Augenblicksbedingtes, vom momentanen Eindruck Beherrschtes im Vorstellungs- und Willensleben, und etwas Abgerundetes, ja Graziöses in der Motorik, alles durch Kalk nicht beeinflußbar, dagegen aber um so mehr abhängig von Erlebnissen, ein Ausdruck der starken „psycho-psychischen Integration", wie W. Jaensch es bezeichnet, eine Folge der innigen Verschmolzenheit von Instinkt und Intellekt.

Die Typen decken sich nicht mit Kretschmers Schizoid und Zykloid; der T-Typ ist wohl dem Schizothymiker, der B-Typ hingegen „dem Hysteriker" vergleichbar, beides also Charakterspielarten, aber doch auch mit diesen beiden Charaktertypen noch nicht identisch. Sie schließen sich beide nicht aus, Mischtypen sind häufig. Sie basieren eben auf 2 verschiedenen anlagemäßig stets gegebenen, aber relativ geschlossenen, sich gelegentlich deutlich durchdringenden Biosystemen, die wir zur Veranschaulichung vorsichtig einmal als Epithelkörper-Striatum-System und als Schilddrüsen-Thalamus-System bezeichnen könnten.

Aus dieser Namengebung geht nun wieder hervor, daß wir uns nicht entschließen können, W. Jaensch zu folgen, wenn er den B-Typ als „cortiformen" Typ von dem T-Typ als „subcortiformem" Typ meint abtrennen zu dürfen. Auch der B-Typ erscheint uns als ein subcortiformer Typ; und die Stärke der psycho-physischen Integration des B-Typs zugegeben, so bleibt diese Integration doch eine thymophysische und ist nicht eine noo-physische Integration, wie wir sie für die wirkliche cortiforme Reaktionsart verlangen möchten, die ihrerseits die Reaktionsform des ausgeglichenen Verstandesmenschen sein dürfte.

Wollte man nun W. Jaensch den Vorwurf machen, daß er sich mit seinen eidetischen Typen nur auf einem eng umgrenzten Einzelgebiet bewege, so ist dem entgegenzuhalten, daß ja gerade nur durch das mühevolle Erforschen einzelner funktionaler Zusammenhänge das große Gebäude einer wirklichen biologischen Charakterlehre errichtet werden kann; Jaenschs Untersuchungen scheinen uns im Gegenteil zu beweisen, daß man von unten aus dem Somatischen emporklimmend sehr wohl wichtige Einsichten auch in die höheren psychischen Funktionen gewinnen kann.

Wir selbst haben uns bei Herantreten an das Charakterproblem von der psychiatrischen Seite aus zunächst einmal nur bemüht, in die gewaltige Mannigfaltigkeit, ja in das Chaos der Charakterspielarten eine Ordnung zu bringen dadurch, daß wir versuchten, unter Zugrundelegung von Begriffen, die eine Orientierung nach der somatischen, wie nach der psychischen Seite hin gestatteten, die Mannigfaltigkeit in ein verwertbares System einzufangen, das dann

selbst auch wieder nach der somatischen, wie nach der psychischen Seite hin anwendbar ist.

Maßgebend waren für uns dabei die Begriffe der Intensität der Nervenerregung, der Extensität oder Nachdauer der Nervenerregung, der Steuerung bzw. Arretierung der Erregung und schließlich der Hemmung und Enthemmung bzw. Bahnung. Auf psychologischer Seite fanden wir einige von Kretschmer eingeführte Begriffe vor, die wir dann mit verwendet haben, um möglichst verständlich zu bleiben: Es waren die Begriffe der Eindrucksfähigkeit (mit ihrer Beziehung zur Intensität), der Retentionsfähigkeit (mit ihrer Beziehung zur Extensität oder Nachdauer), der intrapsychischen Aktivität und der Ableitungsfähigkeit, die wir zur Hemmung und Enthemmung glaubten in Beziehung setzen zu dürfen. Physiologische Überlegungen aber und die alltägliche Erfahrung, daß die Wertigkeit der Erlebnisse bei den einzelnen Personen ganz verschieden ist, je nachdem sich die Erlebnisse an das niedere Trieb-Ich oder an das höhere Ich wandten, veranlaßten mich, der Eindrucksfähigkeit für höhere gefühlsbetonte Erlebnisse eine Eindrucksfähigkeit für Trieberlebnisse beizuordnen.

So entstanden die von mir entworfenen Charakterstrukturformeln.

Wer nun den Seitenblick auf unsere lokalisatorischen Vorstellungen nicht scheut, der wird sehen, daß wir unsere Komponenten nicht wahllos zusammenklaubten, sondern daß zwischen den eben genannten Faktoren und unseren anatomischen und physiologischen Vorstellungen gewisse Beziehungen unverkennbar sind. Die Eindrucksfähigkeit für Trieberlebnisse betrifft tiefste, vegetative, tierische, phylogenetisch uralte Hirnstammregionen, eine erste Schicht, die Eindrucksfähigkeit für höher gefühlsbetonte Erlebnisse zweifellos höhere, differenziertere und z. T. schon mit kortikalen Funktionen durchsetzte Hirnstammfunktionen als zweite Schicht.

Beide Schichten können mit starker oder geringer Intensität reagieren, die eine aber auch stark und die andere gering und umgekehrt. Sie decken sich also nicht. Beide können eine Neigung zu starker Nachdauer oder Retentionsfähigkeit der Erregung mit konsekutiver Bahnung und Ausbildung von Gelegenheitsapparaten besitzen, es kann aber auch die Nachdauer für gefühlsbetonte Erlebnisse gering, für triebbetonte Erlebnisse groß sein; auch hier wieder keine Deckung. Beide Schichten, besonders aber die triebstarke Veranlagung, disponieren bei überstarker Ausbildung zur Entwicklung von hyponoischen Mechanismen, und sie haben in Verbindung mit der Retentionsfähigkeit ihre besondere Bedeutung für die Entstehung triebhaft-reflexartiger Explosiv- und Impulsivreaktionen und für die Ausbildung des primitiven, phantastischen,

„archaischen" Denkens. Die intrapsychische Steuerung hat als 3. Schicht unzweideutige Beziehungen zur intellektuellen Verarbeitung, zur Hirnrinde, zum bewußten Beherrschen der Gefühls- und Triebregionen, zur kühlen Ausgeglichenheit und Verstandesherrschaft, ist aber bei Unterwertigkeit bedeutsam für die Ausbildung katathymer Erscheinungen. Durch den Begriff der Steuerung ersetzen wir gern das, was wir mit Kretschmer früher intrapsychische Aktivität nannten. Denn die intrapsychische Aktivität erscheint uns jetzt viel mehr als ein Produkt aus dem Quantitätsfaktor des Temperamentes und dem vorhandenen Material der Hirnrinde. Und endlich die Ableitung nach außen erscheint, naturwissenschaftlich betrachtet, auch wieder als ein Produkt aus dem Quantitätsfaktor des Temperaments, dem Energiespiegel, und den gegebenen und gewordenen Hemmungsmechanismen kortikaler und subkortikaler Art; so entstehen Sthenie und Asthenie.

Sucht man nun in feiner psychologischer Analyse, die wir nie entbehren können, und durch hinreichende Beobachtung herauszufinden, — auf Einzelheiten kann ich mich natürlich nicht einlassen — wie hoch an einem Erfahrungsdurchschnitt gemessen, die Größe oder Höhe der einzelnen Faktoren ist — exakt gemessene Zahlen können ja hier nicht, vielleicht dürfen wir sagen, noch nicht, gegeben werden —, so bekommt man sehr wohl ein Bild von der Wertigkeit der einzelnen Faktoren zueinander, ein Bild von den Relationen, und bekommt weiter bei bestimmten Relationen der einzelnen Gehirnteilfunktionen bestimmte Eigenschaftskomplexe zu Gesicht, und kann von da aus weitere biologische Fragestellungen und psychologische Kontrollen gewinnen. Wir werden etwa zu fragen haben, von welchen somatischen Funktionen die Eindrucksfähigkeit für Gefühls- oder Trieberlebnisse abhängt, von welchen Faktoren der Retentionsmangel oder die Retentionsstärke, von welchen Einflüssen die Steuerung oder die Aktivität usw.; im einzelnen kann das hier nicht ausgeführt werden.

Unser Versuch ist natürlich nichts anderes und sollte auch nichts anderes sein, als vorbereitende Arbeit; aber das Chaos der Charaktere erscheint uns damit doch der Möglichkeit einer differenzierteren biologischen Bearbeitung zugänglicher gemacht.

Wie wenig Ursache aber die geisteswissenschaftliche Richtung eigentlich hat, sich über unseren Seitenblick auf das Somatische zu erregen, das kann man daraus erkennen, daß unsere Hauptfaktoren bzw. Hauptstrukturen deutliche Beziehungen zu den Sprangerschen Lebensformen besitzen, das Überwiegen der Eindrucksfähigkeit für höhere Gefühlswerte zu dem ästhetischen Menschen, die Vormachtstellung der Triebfaktoren zum ökonomischen Menschen, die ungewöhnlich ge-

ringe Eindrucksfähigkeit für Trieberlebnisse zum sozial-liebenden Menschen, die starke intrapsychische Steuerung zum theoretischen Menschen, das sthenische Verhalten zum Machtmenschen, und das, was uns als hypomanisches Temperament mit ausgeglichenem Charakter vorschwebt, zum Schelerschen vitalen Lebenstyp. Auch die Lebensformen sind an die Ausbildung gewisser somatischer Korrelate gebunden. Ein Zufall scheint mir diese weitgehende Deckung nicht, und ich bin daher überzeugt, daß wir in unseren Komponenten wesentliche Faktoren, vielleicht sogar Radikale, herausgehoben haben, deren somatische Zuordnungen nicht mehr phantastisch genannt werden dürfen.

Damit bin ich am Ende. Wenn ich meine Charakterstrukturformeln noch nicht mit handgreiflicheren körperlich-funktionalen Beziehungen unterlegen konnte, was man getadelt hat, so kommt das daher, weil wir am Anfang der Forschung stehen und nicht am Ende. Daß wir hier aber noch weiter kommen werden, ist meine feste Überzeugung, wenn die Erfüllung auch noch in weitem Felde liegen mag. Es wird nicht Sache einer einzelnen Disziplin sein, dies Werk zu fördern, sondern die Kräfte aus den verschiedensten Lagern, aus der Chemie und der Serologie, der Anatomie und Physiologie, der Pathologie und inneren Medizin, der Psychiatrie und Psychologie werden zusammen helfen müssen; sie werden freilich dabei danach streben müssen, sich nicht in abfälliger Kritik auseinanderzuarbeiten, sondern sich in gegenseitigem Verstehenwollen zusammenzuleben.

Die seelischen Grundlagen des Charakters

Von H. Hoffmann, Tübingen

Wir kennen in der Charakterologie eine Reihe von Systemen, die den Aufbau der Persönlichkeit zum Gegenstand haben. Der Sinn eines solchen Systems geht dahin, die seelische Verfassung des Menschen in Elemente zu zergliedern und gleichzeitig die inneren Beziehungen dieser Elemente zueinander aufzuzeigen, d. h. in die Gesamtstruktur, in den Gesamtaufbau des Charakters einzudringen.

Nur ganz kurz möchte ich Wesen und Bedeutung der einzelnen Systeme berühren. Zunächst haben wir der Charakterologie von Klages[1]) zu gedenken, der mit seinem im Jahre 1910 erschienenen Buche die moderne Charakterlehre begründet hat. Er war der erste, der es unternahm, die individuelle Persönlichkeit in einem System möglichst vollständig zu erfassen.

Klages unterscheidet 3 Regionen des Charakters: 1. den Stoff; hierbei handelt es sich um das Können, um das Kräftekapital des Geistes, um Verschiedenheiten der geistigen Aufnahmefähigkeit und Verarbeitung. 2. Das Gefüge: darunter versteht er Verschiedenheiten des Tempos, der Ablaufsweisen ähnlicher Innenvorgänge bei verschiedenen Menschentypen. 3. Die Artung: die psychischen Triebfedern, die persönliche Richtung des Strebens und Handelns. Wichtig ist hier vor allem die Einteilung in 2 große Triebgruppen: in die Selbsterhaltungs- und Selbsthingebungstriebe. Beide Begriffe haben heute nicht nur in der Charakterologie, sondern auch in der Psychopathologie Bedeutung gewonnen.

Klages setzt sich ferner mit den Beziehungen der 3 Charakterregionen auseinander, d. h. z. B. mit der Frage: Was ist das Resultat, wenn dieses oder jenes Können sich mit diesen oder jenen Triebfedern (etwa mit Ehrgeiz oder mit Pflichtvergessenheit) verbindet? Wie greift andererseits die Ablaufsweise z. B. ein frisches, rasches oder ein lahmes, langsames Tempo in diese Beziehung ein?

Alles, was etwa an Charaktereigenschaften denkbar ist, versucht er in die Systemordnung einzubauen. Eine wertvolle Ergänzung bilden

[1]) Ludwig Klages, Prinzipien der Charakterologie. Leipzig 1910, J. A. Barth.



seine graphologischen Studien, die eine Fülle charakterologischen Materials enthalten.

Aus neueren Zeiten liegen dann noch eine Reihe anderer Charaktersysteme vor, die, jedes für sich genommen, von ganz verschiedenen Gesichtspunkten an das Problem der Charakteranalyse herantreten. Ein System von Apfelbach[1]) können wir übergehen. Es besteht im wesentlichen in einer primitiven Kombinationsrechnung, nach der sich die verschiedenen Charaktertypen zusammensetzen sollen. Von strukturellen Beziehungen finden wir in diesem System so gut wie nichts. Im Grunde verdient es daher den Namen eines Systems nicht.

Sehr interessant in seiner Art ist das System von Ewald[2]), der ja selbst an dieser Stelle berichtet hat. Wichtig vor allem in seiner biologischen Orientierung. Die Elementarfunktionen, die Ewald annimmt (das möchte ich noch besonders hervorheben), sind nach seiner Theorie in verschiedenen Intensitäten wirksam. Wesentliche individuelle Unterschiede sind vor allem durch das dynamische Zusammenspiel dieser Elemente gegeben.

Ferner wäre der vorwiegend ärztlich eingestellten Charakterologie von Kronfeld[3]) zu gedenken, die er in seiner Psychotherapie näher entwickelt. Hier steht im Vordergrund die Lehre von dem Schichtenaufbau der Persönlichkeit, wie sie sich in neuerer Zeit in der Psychiatrie mehr und mehr durchzusetzen beginnt. Und zwar handelt es sich um einen Schichtbegriff in ganz bestimmtem Sinne. Man könnte ja die 3 verschiedenen Charakterregionen nach Klages oder die Ewaldschen Elementarfunktionen auch als Schichten des Charakters bezeichnen. Der Schichtenaufbau bei Kronfeld hält sich jedoch in erster Linie an die psychoanalytische Theorie. Wir wissen, daß unter dem unmittelbar erfaßbaren bewußten Seelenleben dunkle Tiefenschichten schlummern. In ihnen sind einmal im Gegensatz zur sog. Ratio die Affekte und Triebe enthalten. Zum anderen aber noch eine Reihe von anderen psychischen Verarbeitungs- und Reaktionsweisen, wie z. B. reflexartige und instinktmäßige Bewegungsmechanismen; ferner die von der Psychoanalyse vor allem erkannten Funktionen der Verdichtung, Verschiebung, Verdrängung und Spaltung; endlich die symbolisierend gestaltenden Tendenzen, die wir dem Traumerleben oder den Sinnestäuschungen zugrunde legen müssen, und noch die sog. magisch-katathymen Tendenzen, wie sie sich in religiösen Ekstasen, in okkultistischen und spiritistischen Erlebnisweisen, auch im Aberglauben auswirken. — Die Kronfeldsche Charak-

[1]) H. Apfelbach, Der Aufbau des Charakters. Leipzig u. Wien 1924, W. Braunmüller.
[2]) G. Ewald, Temperament und Charakter. Berlin 1924, Julius Springer.
[3]) A. Kronfeld, Psychotherapie. Berlin 1924, Julius Springer.

terübersicht räumt im Gegensatz zu den meisten anderen auch der Sexualität und ihrer Bedeutung für die Persönlichkeit eine angemessene Stellung ein.

Als letztes Aufbausystem bleibt dann noch das des Philosophen Haeberlin[1]. Es ist vorwiegend dynamisch orientiert; und zwar nimmt H. zwei große Triebgruppen mit je einem Kontrastpaar an, in denen er wesentliche Grundlagen des Charakters erblickt. Das erste Kontrastpaar betrifft die Auseinandersetzung mit der Objektwelt. Sie kann einmal vorwiegend im Zeichen der Selbstbehauptung stehen, d. h. im Zeichen der Durchsetzung und Bewahrung des eigenen Seins gegenüber den Objekten. Zum anderen aber von vorwiegender Selbstveränderung geleitet sein, d. h. von Angleichung an die Objekte, von Identifikation mit den Objekten. Wir erkennen eine weitgehende Übereinstimmung mit der Klagesschen Konzeption der Selbstbehauptung und Selbsthingebung.

Selbstbehauptung und Selbstveränderung sind nach Häberlin die beiden Tendenzen des Eigenwillens. Ihm steht in jedem Individuum der sog. Gemeinschafts- oder Einheitswillen gegenüber, gerichtet auf Ganzheit, auf Harmonie des universalen Seins. In ihm wurzeln die Eigentümlichkeiten des „geistigen" Charakters, so z. B. des ästhetischen und sittlichen Menschen. Auf weitere Einzelheiten kann ich nicht näher eingehen. Wichtig scheint mir noch die Anschauung Häberlins, daß in jedem Menschen die beiden Triebkontraste gegeben sind, nur in verschiedener Ausprägung und Modalität. Dem einen Extrem ist jeweils durch das andere eine Schranke gesetzt.

Sehr eingehend setzt sich Häberlin mit der moralischen Seite der Charakterbildung auseinander; sie ist von ihm vielleicht allzusehr in den Vordergrund gestellt. Immerhin muß man zugeben, daß wohl schwerlich an anderer Stelle Besseres über den moralischen Charakter gesagt wurde. Der faktischen Stellung im Leben stellt H. die Einstellung oder Stellungnahme zu sich selbst gegenüber. Einstellung ist moralisches Zurückkommen auf sich selbst. Sie wird geleitet von dem sog. moralischen Interesse und wurzelt in dem Einheitswillen. Wir sehen hier eine gewisse Verwandtschaft mit dem Begriff des Ideal-Ichs der Psychoanalyse.

Damit wollen wir die kurze Übersicht über die verschiedenen Charaktersysteme abschließen. Es ist dabei, glaube ich, recht deutlich geworden, wie sehr sie voneinander abweichen. Jedes System geht an seine Aufgabe mit anderen Voraussetzungen heran. Jedes hebt bestimmte Seiten der Persönlichkeit besonders hervor und vernachlässigt andere.

[1]) P. Häberlin, Der Charakter. Basel 1925, Kober, C. F. Spittlers Nachf.

So wertvoll die Versuche im einzelnen sein mögen, keiner kann allein uns voll und ganz befriedigen. Selbstverständlich wird es dem Psychologen möglich sein, mit einem der Systeme zu arbeiten, die in der Realität gegebenen Charaktere in die Sprache des Systems zu übertragen. Doch kann sich die Charakterforschung dabei nicht beruhigen. Es macht sich vielmehr das dringende Bedürfnis geltend, die Verschiedenheiten der Meinungen zu überbrücken und eine Einigung zu erzielen. Ein neues System, das etwa alle bisherigen Versuche zusammenfassen und synthetisch verarbeiten würde, könnte uns nach meiner Meinung auch keine ideale Lösung bringen, da zweifellos die verschiedenen Ansichten darüber, von welchem System, und was man als brauchbar zu übernehmen habe, heftig aufeinanderplatzen würden. Zu einer Einigung würde man doch nicht kommen. — Man wird sich so einstellen müssen, daß man den Begriffsschatz der Systeme für die Zwecke der Forschung benutzt, wie und wo es angebracht erscheint. Wir brauchen ja ein begriffliches Rüstzeug. Weiterhin aber wird man nach einer Ordnung suchen müssen, die sich biologisch fundieren läßt, darin stimme ich mit Ewald ganz überein. Auf dieser Basis wird sich am ehesten eine Einigung erzielen lassen. — Was ich vom Standpunkte der Vererbungslehre, mit der ich mich seit Jahren befaßt habe, hierüber zu sagen vermag, möchte ich Ihnen kurz entwickeln[1]. Die Bedeutung der Erblichkeitsforschung für die Charakterologie liegt nach meiner Überzeugung darin begründet, daß es uns mit ihrer Hilfe gelingen sollte (im Laufe der Zeit, ich verkenne die ungeheuren Schwierigkeiten dieser Aufgabe nicht), psychische Elemente oder Kategorien zu erfassen, die biologische, d. h. in unserem Falle erbbiologische Selbständigkeit besitzen. Psychische Aufbauelemente, deren Keimanlagen sich selbständig und unabhängig voneinander vererben, ohne mit anderen Anlagen in fester Korrelation zu stehen. Genau so, wie es in der Botanik und Zoologie möglich ist, Keimanlagen zu isolieren, sollte es uns (rein theoretisch gesprochen) auch gelingen, genotypische Radikale zu finden als biologische Grundlage für den Aufbau der Charaktere. Leider erlaubt es die Zeit nicht, näher auf diese Dinge einzugehen; insbesondere muß ich die erbtheoretischen Grundlagen hier beiseite lassen. Die Berechtigung der Idee aber läßt sich sicher nicht bestreiten. Ich möchte sie noch etwas näher erläutern. Nehmen wir an, wir haben ein Elternpaar vor uns mit einer größeren Reihe schon erwachsener Kinder. Außer einer stattlichen Kinderzahl (die Bedeutung dieses Momentes werden wir gleich erkennen) stellen wir die weitere Bedingung, daß die Eltern in ihrer charakterlichen Eigenart ausgesprochen verschieden sind. Dies erleichtert unsere Auf-

[1]) H. Hoffmann, Das Problem des Charakteraufbaues. Berlin 1926, Julius Springer



gabe, die in einem Vergleich der Eltern- und Kindercharaktere bestehen soll, außerordentlich; denn bei charakterlicher Gegensätzlichkeit der Eltern, werden wir den Eigentümlichkeiten der Kinder gegenüber nicht im Zweifel sein, von welcher Elternseite sie herstammen. Wir nehmen ferner an, daß uns die Eigenart der Eltern und Kinder möglichst einwandfrei bekannt ist. Das eigentliche Ziel des erbbiologischen Vergleichs (der erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse, wie ich sie nennen möchte), besteht darin, die Charakterstruktur der einzelnen Kinder mit der ihrer Eltern in Beziehung zu setzen und aus den verschiedenen Kombinationen der elterlichen Eigenart bei den Kindern erbbiologisch selbständige Charakterelemente zu isolieren. Wenn z. B. eine Eigenschaft des Vaters (nennen wir sie A) bei einem der Kinder isoliert vorkommt, d. h. nicht gekoppelt mit anderen väterlichen Eigenschaften, eingebaut dagegen in eine sonst mütterliche Wesensart, so ist die erbbiologische Selbständigkeit dieser Eigenschaft zunächst sehr wahrscheinlich. Die relative Sicherheit dieses Wahrscheinlichkeitsergebnisses festigt sich mit dem Nachweis, daß die in Frage stehende Eigenschaft A auch in anderen Familien erbbiologische Selbständigkeit besitzt. In derselben Weise müßten wir bei unserem Vergleich versuchen, andere Eigentümlichkeiten zu isolieren. Daß bei einer derartigen Vergleichsuntersuchung eine große Kinderzahl von Bedeutung ist, leuchtet ohne weiteres ein. Je größer die Zahl der Vergleichsobjekte, desto fruchtbarer das Ergebnis. — Rein theoretisch stimmt die Rechnung. Doch ergeben sich bei der Durchführung, wie ich schon sagte, große praktische Schwierigkeiten, die zusammenfallen mit der Frage, ob man überhaupt jemals in der Lage sein wird, die Eigenart eines Menschen restlos, voll und ganz zu erfassen. Dies wäre eine notwendige Vorbedingung für das Gelingen der erbbiologischen Isolierung von Charaktereigenschaften, die, wie ich sagte, wieder die Grundlage bilden könnte für ein biologisch orientiertes Charaktersystem. — Vielleicht wird diese Idee immer eine Utopie bleiben, vielleicht das Endziel für alle Zeiten unerreichbar sein. Die Einstellung auf dieses Ziel wird aber unseren Forschungen die Richtung geben müssen. Wenn die Erbbiologie sich überhaupt mit charakterologischen Problemen befassen will (und daran wird sie auf die Dauer nicht vorübergehen können), so muß sie in erster Linie versuchen, mit der Elementaranalyse der charakterlichen Eigenart von Eltern, anderen Vorfahren und Kindern das Geheimnis der erbbiologischen Charaktergenese in allen ihren Kombinations- und Aufbaumöglichkeiten zu ergründen. Wenn wir heute mit unseren bescheidenen Mitteln bei einer bestimmten Familie an diese Frage herantreten, so läßt sich doch schon manches sagen. Zum mindesten

können wir, wenn auch in roher Form, gewisse fundamentale Aufbauelemente der elterlichen Charaktere erfassen und aufzeigen, wie sich aus ihnen das Grundgerüst der Eigenart bei den Kindern aufbaut. Für die Zwecke einer Systematik lassen sich natürlich die Ergebnisse heute noch nicht verwenden.

Bei derartigen Versuchen einer erbbiologischen Persönlichkeitsanalyse ergeben sich nebenbei allerhand interessante Beobachtungen, die für die Charakterologie von Wichtigkeit sind. Ich möchte sie Ihnen nicht vorenthalten, wenn sie auch etwas abseits vom eigentlichen Thema liegen. Verfolgen wir z. B. einzelne Charakterzüge in ihrer Übertragung von den Eltern auf die Kinder, so werden wir vielfach feststellen, daß diese oder jene Eigenschaft ihre Strukturbedeutung ändert. Während sie vielleicht bei einem der Eltern im Zentrum der Persönlichkeit steht und eine beherrschende Rolle spielt, hat sie in der Eigenart der Kinder nur eine periphere, nebensächliche Bedeutung; oder auch umgekehrt. Man kann von einer Verschiebung der betr. Eigenschaft im Aufbau des Charakters reden, die auf erbbiologischem Wege zustande kommt. Lassen Sie mich ein kleines Beispiel andeuten. Bei einer Mutter ist ein gewisser Zug des Mißtrauens, der Lebensängstlichkeit vorhanden, der aber keineswegs im Vordergrund ihres Wesens steht, sondern nur insofern von Bedeutung ist, als er sich bei spezifischen Anlässen äußert, während für gewöhnlich andere Einstellungen die Führung haben. Einer ihrer Söhne wird dagegen sein ganzes Leben lang von einer Mißtrauenseinstellung beherrscht, so daß man ihn als ausgesprochen paranoiden Psychopathen bezeichnen muß. Dasselbe läßt sich auch in umgekehrter Erbfolge denken. Eine derartige erbbiologische Strukturverschiebung kommt dadurch zustande, daß die betr. Eigentümlichkeit bei Mutter und Sohn jeweils mit anderen Charakterelementen kombiniert ist, die hemmenden bzw. fördernden Einfluß besitzen. — Vielfach kann man auch den Mechanismus der Kompensation irgendwelcher Minderwertigkeitsgefühle durch eine derartige erbbiologische Strukturverschiebung erklären. Zunächst einmal ist folgendes festzustellen. Ich habe an einer Reihe von Beispielen zeigen können, daß die Mittel, mit denen das Selbstwertverlangen peinliche Gefühle der eigenen Unzulänglichkeit vor sich selbst und vor anderen zu verdecken und zu überwinden sucht, keineswegs der freien Wahl überlassen bleiben, sondern von den Erbanlagen vorgeschrieben werden. So kann es z. B. vorkommen, daß die unkomplizierte innerlich gefestigte Fröhlichkeit einer Mutter bei der Tochter zu einem Mittel der Kompensation (ich möchte sagen) herabsinkt, um gewisse, aus anderer erbbiologischer Quelle stammende Seiten sensibler Zartheit und Widerstandsunfähigkeit nach außen

hin zu verhüllen, wobei dann die äußere Fassade forciert und übersteigert erscheint. Die Strukturverschiebung ist in vielen Fällen nicht von der Hand zu weisen. Wenn die Kompensation auch nicht immer auf diese Weise erbbiologisch zustande kommen muß (es könnte ja auch sein, daß die kompensierende Eigenschaft bei Elter und Kind die gleiche Strukturbedeutung hätte), so ist doch das eine sicher, daß der Kompensationsmechanismus sich nur mit Hilfe ererbter Dispositionen bilden kann. Aus welchen Elementen er sich im einzelnen aufbaut, d. h. welche Anlagebedingungen gegeben sein müssen, damit überhaupt eine offensichtliche Kompensation möglich wird, das läßt sich heute noch nicht sagen. Zweifellos müssen gewisse Anlagenkontraste zugrunde liegen, ohne die ja überhaupt kompliziertere, psychopathische Charaktere nicht denkbar sind.

Die Ergebnisse derartiger, antinomisch aufgebauter Persönlichkeiten stellt ein besonders wichtiges Kapitel der charakterologischen Erblichkeitsforschung dar, zumal sich dabei auch für die Genese krankhafter Erscheinungen fruchtbare Erkenntnisse ergeben können. Ich habe bisher bei meinen Studien den Eindruck gewonnen, daß disharmonische, in sich widerspruchsvolle, antinomische Naturen kontrastierten Erbmassen ihre Entstehung verdanken. Der Begriff der Antinomien bedarf dabei noch einer näheren Erklärung. Gegensätze und Widersprüche sind in jedem Menschen, auch im sog. Durchschnittsbürger wirksam. Von antinomischen Charakteren möchte ich erst dann sprechen, wenn diese Gegensätze mit Vehemenz aufeinanderprallen und dauernd um die Vorherrschaft streiten. Es ist für mich keine Frage, daß die Erbmassen, aus denen antinomische Charaktere sich entwickeln, gewissermaßen schlecht aufeinander abgestimmt sind. Die Disharmonie muß schon im Keim bestehen; und zwar muß sie neben der Qualität vor allem auch die Intensität der Erbkräfte betreffen, die für die dann ebenfalls disharmonisch sich gestaltende Charakterentwicklung verantwortlich zu machen sind. Dementsprechend ist auch die Qualität und Intensität der Charakterstrebungen derart gehalten, daß sie sich nicht zu einer harmonischen Einheit zusammenschließen können.

Für diejenigen unter Ihnen, die mit der Erbbiologie näher vertraut sind, betone ich ausdrücklich, daß ich keineswegs Phänotypus und Genotypus gleichsetzen möchte. Trotzdem kann eine Disharmonie sowohl die Keimanlage als auch die Erscheinungsform betreffen.

Ich erblicke in dieser Annahme einer Disharmonie der Erbmassen ein wichtiges Prinzip der Pathogenese. Unsere Aufgabe wird es sein, sie durch weitere Belege zu stützen. Nur nebenbei möchte ich erwähnen, daß der Zoologe Goldschmidt bei Tieren für eine ähnliche

Erklärung bei körperlichen Disharmonien den Wahrscheinlichkeitsbeweis erbringen konnte.

Die Bedeutung des antinomischen Persönlichkeitsaufbaues geht weit über den Rahmen der abnormen Charaktere hinaus. Sie wissen vielleicht, daß man in der Psychiatrie neuerdings versucht, die endogenen konstitutionellen Psychosen auf die individuelle Charakterveranlagung zurückzuführen. Während man früher diese Erkrankungen als persönlichkeitsfremdes Geschehen ansah, das in eine normale, gesunde Persönlichkeit einbricht, sind heute zum mindesten einzelne Forscher bemüht, zwischen ursprünglicher Persönlichkeit und Erkrankung eine verständliche Beziehung herzustellen. Tatsächlich gelingt es uns in einzelnen Fällen, wenn auch immer noch sehr unvollkommen, die Persönlichkeit derart zu erfassen, daß uns die psychische Erkrankung im Sinne der Veranlagung verständlich erscheint. Storch hat dies vor Jahren bei den paranoiden Episoden Strindbergs[1]) versucht. Ganz ähnlich bin ich bei einer mir seit Jahren bekannten, äußerst intelligenten Patientin vorgegangen, über die ich vor kurzem in einer Fachzeitschrift berichtet habe[2]). Der antinomische Persönlichkeitsaufbau drängte in meinem Falle nach jahrelangem verzweifelten Ringen zu einer befreienden Lösung, die in der Psychose (einer halb amentiell, halb schizophren gefärbten traumhaften Bewußtseinsveränderung) tatsächlich auch gefunden wurde. Nach energischem Bemühen gelang es mir, die Patientin diesem Zustand zu entreißen und auf analytischem Wege für eine andere realitätsgerechtere Lösung vorzubereiten. Der Persönlichkeitsaufbau war in erster Linie durch den schroffen Gegensatz von übersteigertem Hingabebedürfnis (derart, daß in der Hingabe eine völlige Ich-Aufgabe und Ich-Auflösung drohte) und andererseits einer extrem verkrampften Ich-Isolierung getragen. Letztere ließ das Hingabebedürfnis aus Gründen der Selbstbehauptung niemals aufkommen. Erst in der Psychose konnte die Hingabesehnsucht, und zwar im Reiche der Phantasie ihr Genüge finden. So stellt die Erkrankung einen Erlösungsversuch dar aus unerträglichen, in der Anlage wurzelnden Konflikten. — Interessanterweise waren bei beiden Eltern (ich kann dies auch nur kurz andeuten) ähnliche Konflikte vorhanden, wobei der Vater gewisse feminine, die Mutter deutliche virile Einschläge erkennen ließ; beide in ihrem Aufbau noch leidlich ausgeglichen. In der Tochter kamen die Disharmonien der Eltern potenziert zum Ausdruck und führten zur Katastrophe.

Mit dieser Betrachtungsweise werden wir in der Erforschung der Psychosen noch manchen kostbaren Fund machen können; nicht nur

---

1) Grenzfragen des Nerven- u. Seelenlebens, H. 111. München 1921, J. F. Bergmann.

2) H. Hoffmann, Charakterantinomien und Aufbau der Psychose. Zschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 1927, Bd. 109, S. 79.

etwa bei mehr oberflächlichen psychogenen Störungen, sondern auch bei tiefergreifenden Erkrankungen. Als Grundlage werden wir in der Regel einen antinomischen Persönlichkeitsaufbau finden. — Dazu wäre noch etwas zu sagen. Es kommt selbstverständlich nicht nur darauf an, in solchen Charakteren schroff wirksame Gegensätze aufzuzeigen. Vielmehr handelt es sich auch noch darum, die Bedeutung dieser Gegensätze für den Gesamtaufbau zu erfassen, d. h. festzustellen, welche Antinomien im Zentrum der Persönlichkeit stehen und eine beherrschende Rolle spielen. Die starke Kontrastspannung allein macht es nicht. In jeder konfliktszerrissenen Persönlichkeit sind ähnliche Tendenzgegensätze vorhanden, doch in jeweils ganz verschiedener Beziehung zur Gesamtstruktur. Da liegt für uns der wesentlichste Punkt. Immer wieder bei allen analytischen Versuchen stoßen wir auf die Frage nach dem individuellen Aufbau, nach der Struktur.

Wir wollen noch von einer anderen Seite dieser Frage nähertreten. Wir haben von erbbiologischen Strukturverschiebungen gesprochen. Dieser Begriff der Verschiebung gewinnt auch bei der Betrachtung des Einzelindividuums (für sich genommen) große Bedeutung. Wir brauchen uns nur an folgende Tatsache zu erinnern. Der Charakter, mit dem wir für gewöhnlich wie mit einer festen Größe operieren, stellt sich bei näherer Betrachtung als ein Gebilde dar, das sich entwickelt und unter Umständen vielfachen Wandlungen unterworfen ist. Wenn wir der Entwickelungskurve eines im höheren Lebensalter stehenden Mannes nachgehen, so werden wir in den einzelnen Phasen oft merkwürdige Veränderungen des Charakterbildes beobachten können. Dieser Erscheinungswechsel ist bei manchen Menschen sehr lebhaft ausgeprägt, bei anderen dagegen weniger deutlich sichtbar. Unsere Kenntnis von sog. typischen Entwickelungsverläufen liegt noch sehr im argen. Wir wissen, daß der Charakter des Kindes im Pubertätsgeschehen in der Regel durchgreifende Umwälzungen durchmacht, die keineswegs immer von gleicher Art sind. Spranger[1]) hat sich bemüht, bestimmte Typen der Pubertätsentwicklung aufzustellen. Seine Gruppierung ist sehr wertvoll, da sie die Mannigfaltigkeit des Pubertätsgeschehens in eine gewiß vorläufige Ordnung faßt. Wenn wir uns nun aber fragen, welchem kindlichen Charakter diese oder jene Pubertätsentwicklung bevorsteht (etwa die problematische oder die der Enthusiasten und Schwärmer, die nüchterne oder die der Kraftvollen, Abenteuerlustigen), so sind wir mit unserem Wissen bald am Ende. Ja, häufig werden wir in der Pubertät gewaltige Überraschungen erleben, wenn wir sehen, wie plötzlich Charakterzüge mit Macht durchbrechen, die mit

[1]) E. Spranger, Psychologie des Jugendalters. Leipzig 1925, Quelle & Meyer.

der bisherigen Entwicklung erheblich kontrastieren. Ich erinnere z. B. an den bekannten Typus des braven Musterknaben, der mit Einsetzen der Pubertät (d. h. bei Erwachen einer stärkeren Aktivität) in die Rolle des Degenerativen (des moralischen Schwachsinns) verfällt und entgegen der früheren Gutartigkeit und Folgsamkeit mit Lügen, Stehlen und Betrügen sich frühzeitig auf die Bahn des unverbesserlichen Kriminellen begibt. Diesem krassen Falle eines sozial ungünstigen Verlaufs, wie ihn allerdings der Psychiater nicht selten erlebt, stelle ich als Beispiel einer erfreulichen Entwicklung die Typen gegenüber, bei denen die Pubertät in den bisherigen Charakter knabenhaft übermütiger Kraft und Wildheit eine gesunde Geistigkeit und Verinnerlichung hineinträgt. — Wir verfolgen dann die Nachpubertätszeit und die Ausbildung zum ausgereiften erwachsenen Persönlichkeitstypus. Auch hier können wir wenig voraussagen. Es ist uns nur so viel bekannt, daß die Art des Pubertätsgeschehens nichts Sicheres verbürgt für die spätere Entwicklung. Ich erinnere etwa an die bei begabten, meist zarten, scheuen, nervösen schizoiden Psychopathen nicht selten beobachtete Erscheinung, daß sie nach übermäßig stürmischer Pubertätsentwicklung, nach einem allseitigen kurzen Aufblühen ihrer Fähigkeiten und Erlebnismöglichkeiten sich später gerade noch als leidliche Durchschnittsbürger halten können. Dem Pubertätssturm folgt die Ermattung, sie gehen fortan als kühle, schweigsame, trockene Einspänner durchs Leben. Wir haben hier einen pointierten, pathologischen Entwicklungsverlauf vor uns, der aber seine Analogien auch im Normalen findet. Der gewöhnliche Durchschnittsverlauf zeigt ebenfalls eine Richtung im Sinne zunehmender Nüchternheit und einer allmählichen Überwindung der jugendlichen Maßlosigkeiten des Gefühlserlebens. Es bildet sich auch bei ihm im Laufe der Zeit eine ernstere, gemessene und wirklichkeitssichere Lebensauffassung heraus; der erwachsene Mensch stellt sich auf ein zielbewußtes, einheitliches Wollen ein. Das Tempo dieser Entwicklung wie auch das des Pubertätsgeschehens kann sehr verschieden sein. Bei dem einen wird der Weg zum Charakter des Stadiums der Vollreife rasch, beim anderen gemächlich durchlaufen. Wird das Tempo allzu langsam oder bleibt die Entwicklung gar ganz oder teilweise in einer früheren, d. h. eigentlich überwundenen Phase stecken, so sprechen wir von Entwicklungsverzögerungen. Sie haben in der Psychopathologie eine nicht unerhebliche Bedeutung, und zwar in erster Linie für die Psychopathentypen. So muß man z. B. psychopathische Eigentümlichkeiten, wie Mangel an zielbewußtem, einheitlichem Wollen, Unfähigkeit zur Selbstdisziplinierung, Maßlosigkeit und geringe Ausdauer der Willensimpulse als Überreste aus kindlicher Zeit auffassen, durch die

die Geschlossenheit des erwachsenen Menschen gestört wird. Ein ähnliches Persistieren von kindlichen bzw. jugendlichen Eigentümlichkeiten stellt der Freiheitstrieb der Landstreicher dar, der in Analogie steht zu der kindlichen Neigung des Streunens und Umherschweifens. Ein anderes Beispiel ist noch der Typus des pathologischen Schwindlers und Hochstaplers, dessen pseudologische Lügenhaftigkeit an die egozentrischen Wachträume und Größenphantasien der Vorpubertätszeit erinnert. Wir wollen uns mit diesen Andeutungen begnügen; eine ausführliche Darstellung des ganzen Problems finden Sie in einer Arbeit von A. Storch[1]) über den Entwicklungsgedanken in der Psychiatrie.

Gehen wir den Weg der Entwicklungskurve weiter. Der Charakter eines Menschen im Stadium der Vollreife zeichnet sich durch relative Konstanz aus. Auffallende Wandlungen, die wir in dieser Zeit beobachten, sind im wesentlichen durch Änderungen der äußeren Lebenssituation bedingt; durch die Einstellung zu den mannigfachen Wechselfällen des Lebens menschlicher und dinglicher Art, die gewissermaßen immer wieder andere Seiten der Persönlichkeit ans Licht ziehen. Ich muß mich hier mit der kurzen Andeutung begnügen. Diese Erscheinungen gehören zum Kapitel: Charakter und Umwelt, das außerhalb meines Themas liegt.

Auf der absteigenden Lebenskurve setzen dann wiederum bestimmte Persönlichkeitsveränderungen ein, die mit dem Klimakterium bzw. dem Senium in Zusammenhang stehen. Die Vitalität läßt nach, die Durchsetzungskraft schwindet. Es macht sich ein Nachlassen der Beweglichkeit, der Begeisterungsfähigkeit bemerkbar. Die Gedanken und Gefühle bewegen sich in gewohnten Bahnen und fallen von Jahr zu Jahr einer zunehmenden Erstarrung anheim. Auch hier konstatieren wir gewaltige Verschiedenheiten des Tempos. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß manche Menschen frühzeitig altern, daß es andererseits jugendfrische, geistig bewegliche Greise gibt. Individuelle Verschiedenheiten kommen ferner darin zum Ausdruck, daß sich die Menschen ihrer Eigenart entsprechend in verschiedener Weise mit dem Problem des Alterns auseinandersetzen. Die einen ergeben sich den unabänderlichen Tatsachen mit stumpfer Resignation. Andere wehren sich gegen die Schwäche und suchen sie mit verzweifelter Anstrengung zu überwinden. Wieder andere reagieren auf das Gefühl der zunehmenden Altersinsuffizienz mit finsterer paranoider Verschlossenheit. Jedoch kommt auch die gegenteilige Reaktion vor, die wir z. B. beim Philosophen Schopenhauer beobachten können. Wir wissen von ihm, daß er mit zunehmendem Alter

---

[1]) A. Storch, Der Entwicklungsgedanke in der Psychopathologie. Ergebn. d. inn. Med. u. Kinderheilk. 1924, Bd. 26, S. 774.



Trübsinn, Angst und Hypochondrie beiseite ließ, sich über seinen früheren griesgrämigen Pessimismus erhob, daß er milder, harmonischer wurde und sogar gelegentlich einen vergnüglichen Humor zeigte. Sicher ist das eine, daß der Charakter des alternden Menschen sehr häufig in ganz auffallender Weise von dem Persönlichkeitsbild im Stadium der Vollkraft und Vollreife abweicht, daß sich auch hier noch überraschende Persönlichkeitsumwandlungen bemerkbar machen können. Über die Zusammengehörigkeit spezifischer Altersumwandlungen mit bestimmten Persönlichkeitstypen im Stadium der relativen Konstanz wissen wir ebensowenig wie über typische Verläufe in früheren Stadien der Lebenskurve.

Was haben wir nun aus den uns bekannten Tatsachen der Entwicklungskurve für Schlußfolgerungen zu ziehen? Wir gehen von der Voraussetzung aus, daß alle Charakterumwandlungen, daß alle Veränderungen der Erscheinungsform irgendwie in der Anlage begründet sein müssen. Nicht alle Anlagemöglichkeiten sind von vornherein aktiviert. Der jugendliche Charakter in einem bestimmten Lebensalter hat eine bestimmte Struktur, die sich aus ganz bestimmten Charakterelementen aufbaut. Diese Struktur verschiebt sich im Laufe der Entwicklung dadurch, daß neue Anlagemöglichkeiten realisiert werden, also neue Eigenschaften auftauchen und mit in die Struktur eingebaut werden; oder dadurch, daß bisher wirksame Strebungen von anderen überwuchert werden bzw. ganz in der Versenkung verschwinden, daß bestimmte Wesenszüge von anderen in der Vorherrschaft abgelöst werden. Die Lebenskurve stellt ein ständig fließendes und dabei noch durch Rhythmus und Periodizität kompliziertes Geschehen dar, gestaltet durch die Anlagenkräfte, beeinflußt auch durch die äußeren Umstände. Am ehesten werden wir diesen in der Entwicklung gegebenen Strukturverschiebungen gerecht, wenn wir uns eine dynamische Auffassung zu eigen machen, wenn wir dynamische Gebilde (Triebe, Strebungen, Tendenzen) annehmen, die das Entwicklungsgeschehen der Charaktere leiten und durch Einsetzen bzw. Verschwinden, durch Anschwellen bzw. Abnehmen ihrer Intensität die Art des Aufbaues bestimmen. Die Triebe stehen zueinander in struktureller Verbindung. Diese Beziehungen liegen einmal in der Qualität der Triebe und Tendenzen begründet. An der Qualität liegt es z. B., ob zwei Tendenzen (etwa Kampftrieb und Unterordnungsbedürfnis) in gegensätzlichem Verhältnis zueinander stehen, oder ob sie (z. B. Machtgier und Kampftrieb) sich gegenseitig unterstützen. Daneben aber spielt, wie ich schon bei Besprechung der Charakterantinomien hervorgehoben habe, die Intensität eine gewichtige Rolle; denn sie entscheidet darüber, welche

von zwei gegensätzlichen Strebungen überwiegt, welche mehr zurücktreten muß.

Der letzte Teil meiner Ausführungen soll sich nun mit der dynamischen Charakterauffassung noch ein wenig beschäftigen. Nach meiner Überzeugung sollte die Persönlichkeitsforschung größtes Gewicht legen auf den Ausbau einer Tendenzlehre, für die wir Ansätze schon in einzelnen Charaktersystemen gefunden haben. Sie erleichtert uns nicht nur das Verständnis der Entwicklungskurve des Charakters, sondern hat auch noch andere Vorteile. So entspricht sie z. B. in weit höherem Maße als die Eigenschaftscharakterologie den bisher häufig vernachlässigten Tatsachen des inneren Erlebens, das von Richtungen und Strebungen als Triebkräften des Fühlens, Denkens und Handelns zu berichten weiß. Ferner aber soll sie uns zu einer feineren Differenzierung und zur lebendigen Erfüllung unserer Eigenschaftsbegriffe dienen. Fassen wir z. B. den in der Charakterologie geläufigen Begriff der Willenskraft näher ins Auge. Die Willenskraft kann verschiedene Wurzeln haben und damit in verschiedenen Fällen etwas total Verschiedenes bedeuten. Einmal mag sie z. B. der Ausdruck eines lebhaften Tätigkeitsbedürfnisses sein, das andere Mal im wesentlichen auf den Machttrieb zurückgehen oder zum dritten vorwiegend im Erkenntnistrieb wurzeln. Und dadurch sind jeweils wichtige Unterschiede angezeigt. Wir müssen uns daher [wie Klages und in neuerer Zeit Utitz[1]) nachdrücklich betont haben] für die tieferen Motivationen der Eigenschaftsbegriffe interessieren, wenn diese nicht zu sehr verwässert werden sollen. — Die Tendenzbetrachtung will nun nicht etwa, wie ihr wohl manchmal vorgeworfen wird, alle statischen Elemente der Persönlichkeit wegleugnen; alle Eigenschaftsbegriffe durch sog. „Trieb"-Begriffe ersetzen. Vielmehr sehe ich ihre Aufgabe in erster Linie darin (da, wo es möglich ist), die Eigenschaftsterminologie zu ergänzen und zu differenzieren, wie wir es soeben bei der Willenskraft kurz angedeutet haben. Möglicherweise ist es so, daß jedes Persönlichkeitsgeschehen eine statische und eine dynamische Seite hat, daß infolgedessen die Charakterforschung auf die Zuordnung dieser beiden besonderen Nachdruck legen sollte.

Die Lehre von den Trieben und Tendenzen steht in einer gewissen Parallele zur Theorie der Psychoanalyse, die auch gewisse Triebkräfte der Persönlichkeit annimmt; doch sind wesentliche Unterschiede hervorzuheben. Zum ersten kennt die Psychoanalyse außer den von ihr ja mit Recht betonten Sexualtrieben nur vereinzelte andere Triebmöglichkeiten, während sich die sog. Ich-Triebe zweifellos in ein ganzes

[1]) E. Utitz: Charakterologie. Pan-Verlag R. Heise, Charlottenburg 1925.

Heer von hierarchischen Tendenzen zergliedern lassen, in welche die Sexualstruktur mit eingebaut ist. Zweitens möchte ich die Tatsache der Struktur, des Aufbaus der Tendenzen, des Triebgefüges noch mehr in den Vordergrund stellen, als es von der Psychoanalyse geschieht. Und drittens verdient die Tatsache unbedingte Beachtung, daß die Triebe und Tendenzen anlagemäßig begründet sind, sowohl in ihrer Richtung als auch in ihrer Intensität und Entfaltungsmöglichkeit. In diesen Unterschieden (vor allem in letzterem) liegt es begründet, daß wir uns zu einer der orthodoxen Psychoanalyse in vieler Beziehung wesensfremden Persönlichkeitsauffassung bekennen.

Wir wollen uns nunmehr die Frage vorlegen, welche Strebungen, welche Triebe und Tendenzen uns heute schon bekannt sind? Man könnte, wie Kronfeld[1]) es z. B. versucht hat, vitale und seelisch-geistige Triebe voneinander scheiden, obwohl die Grenze nicht immer scharf zu ziehen ist. Unbestritten zu den vitalen Trieben gehören: Der Nahrungstrieb, die primitiven Ich-Triebe in weiterem Sinne (Halten, Fassen, Greifen, Sichbemächtigen), der Sexualtrieb mit seinen Teiltrieben wie Quällust (Sadismus), Leidenslust (Masochismus), Schaulust (sexuelle Neugier), Zeigelust (Exhibitionismus) und Verdeckungsbedürfnis (Schamgefühl, Antiexhibition), der Fortpflanzungstrieb und der Trieb zur Arterhaltung. Vital kann auch der Hingabetrieb sein. Schwierigkeiten bereitet die Einordnung mancher Triebe, wenn sie sich wowohl in der vitalen als auch in der höheren geistig-seelischen Schicht äußern können. (Daß die Schichtauffassung für die Charakterologie, besonders auch für eine Tendenzlehre von großer Bedeutung ist, kann ich nur nebenbei erwähnen. Ich habe ja anfangs davon gesprochen. Leider wissen wir über die Schichten noch sehr wenig.) Ohne auf die Schichtunterschiede näher einzugehen, zähle ich eine Reihe wichtiger Tendenzen auf, wie sie uns der charakterologische Sprachgebrauch an die Hand gibt: Selbsterhaltung, Selbstbehauptung, Selbststeigerung, Selbstdurchsetzung, Unabhängigkeitsdrang, Geltungssucht, Eitelkeit, Ehrgeiz, Machtbedürfnis, Herrschsucht, Habsucht; andererseits Einordnung, Unterordnung, Hingabe, Aufopferung, Unterwerfung, Verehrung, Bewunderung, Staunen. Die höherschichtigen seelisch-geistigen Triebe wären charakterisiert durch die Richtung auf Verwirklichung von Wertgefühlen, Werthaltungen und Wertbewußtheiten, wie Kronfeld sich ausdrückt. Zu ihnen gehören vornehmlich die Tendenzen der Selbstkritik, Selbstachtung bzw. Selbstverachtung, der Selbstzucht und Selbstgestaltung. — Viele dieser Tendenzbegriffe sind heute insofern sehr

---

[1]) A. Kronfeld, Zur phänomenologischen Psychologie und Psychopathologie des Wollens und der Triebe. Jahrb. d. Charakterologie 1927, Bd. 4.

unfertig, als sie noch nicht scharf gegeneinander abgegrenzt sind. Dies wird eine besondere Aufgabe der zukünftigen Forschung sein.

Das Zusammenklingen aller Triebe und Tendenzen, nach ihrer Art und Qualität, sowie nach ihrer Intensität und Entfaltungsmöglichkeit macht einen wesentlichen Teil der Persönlichkeitsstruktur aus. Die Charakterforschung wird alle Kraft darauf konzentrieren müssen, sog. typische Strukturen herauszuarbeiten; zunächst vielleicht für bestimmte Teilerscheinungen und Partialstrukturen der Charaktere (ich nenne etwa die ängstliche, die paranoide oder hypochondrische Einstellung), dann aber auch für den Gesamtaufbau der verschiedenen Persönlichkeitstypen. Davon sind wir heute noch weit entfernt. Der augenblickliche Stand unseres Wissens vom Aufbau, von der Struktur ist noch recht minimal. Ich kann Ihnen infolgedessen leider nicht viel bieten.

Zunächst wenden wir uns der interessanten Frage zu, wie einzelne Tendenzen und Tendenzkomplexe in ihrer Tönung und in ihrer Entfaltung durch das Eingefügtsein in eine bestimmte Struktur oder besser Teilstruktur beeinflußt werden. Wir wollen uns dies klarmachen an dem Beispiel des Exhibitionstriebes, über den der Schweizer Psychiater Staehelin[1]) eine gründliche klinische Arbeit veröffentlicht hat. Wir erkennen an seinem reichhaltigen Material, daß durch die Bündelung mit jeweils verschiedenen anderen Trieben, deren Strebungsenergie in die Exhibitionshandlung mit einläuft, durchaus verschiedene Tönungen des Exhibitionserlebens zustande kommen. In einem Falle kann der Exhibitionstrieb z. B. gekoppelt sein mit einem aus sexueller Insuffizienz erwachsenden männlichen Geltungsbedürfnis, um Staunen zu erregen; in einem zweiten mit einem sexuellen Anknüpfungsbedürfnis, das sich aber aus Gründen irgendwelcher Hemmungen nicht normal zu entfalten vermag; drittens mit aggressiven sadistischen Tendenzen, wenn es dem Betreffenden darauf ankommt, Entsetzen und Angst zu erwecken; viertens mit masochistischen Neigungen, wobei das Exhibitionieren Entrüstung und Empörung hervorrufen soll, und im Beschimpftwerden wollüstige Märtyrerphantasien ihre Befriedigung finden. In allen 4 Fällen handelt es sich um Exhibitionisten, deren Exhibitionismus aber ganz verschieden strukturiert ist. Das gleiche gilt natürlich für andere Triebe und Tendenzen.

Das Eingebautsein in eine bestimmte Struktur ist ferner auch noch für andere Eigentümlichkeiten einer Tendenz in hohem Maße mit verantwortlich zu machen. Man spricht z. B. bei der Triebintensität von

---

[1]) J. E. Staehelin, Untersuchungen an 70 Exhibitionisten. Zschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 1926, Bd. 102 S. 464.



Verschiedenheiten hinsichtlich der Ansprechbarkeit, Entladungsbereitschaft, Stärke, Erschöpfbarkeit und Beherrschbarkeit. Der eine Trieb wird leicht aktiviert, der andere schwer; dabei ist durch diesen Unterschied noch nichts ausgesagt über die Kraftentfaltung oder über die Dauer und Nachhaltigkeit derselben.

Schwer ansprechbar kann eine Tendenz z. B. dann sein, wenn ihr starke Hemmungen entgegenwirken; nehmen wir an, wenn die Rachsucht durch Mitgefühl und Selbstbeherrschung niedergedrückt wird. Einmal aktiviert, wird eine Tendenz zum ersten ihrer Eigengesetzlichkeit folgen, zum anderen aber wieder unter der Kontrolle anderer Tendenzen stehen, sei es in hemmenden oder unterstützendem Sinne. Leichte Ansprechbarkeit ist z. B. da zu erwarten, wo eine Tendenz nur relativ schwach durch Gegenkräfte beschwert ist, so daß sie keine großen Hindernisse beseitigen muß. Auch Stärke und Erschöpfbarkeit können in ähnlicher Weise durch die Einwirkung anderer Tendenzen beeinflußt werden. Eine weitere Frage betrifft die Umstände, welche dafür sorgen, daß eine Tendenz nach außen in Erscheinung tritt bzw. nicht sichtbar wird. Es liegt nicht immer an der Beherrschbarkeit, wenn die betr. Tendenz unsichtbar bleibt. Ist sie (z. B. das Aggressionsbedürfnis, das eine Herabsetzung des Feindes erreicht hat) damit zur ersehnten Befriedigung vorgedrungen, so kann sie gesättigt sich zufrieden geben. Anders aber, wenn aus irgendwelchen Gründen innerer Hemmung eine Erfüllung nicht möglich ist; ich erinnere an das bei den Antinomien besprochene Beispiel. Erfüllte Tendenzen haben in der Regel einen Zustand der Ruhe zur Folge. Unerfüllte dagegen beunruhigen unser Inneres und vergewaltigen die Phantasie. Sie drängen dahin, sich wenigstens in der Phantasie auszuleben, ohne dabei jedoch ihre Befriedigung zu finden. Es besteht für die Realisierungsunfähigkeit. — Die Verhältnisse sind äußerst kompliziert. Wir wollen die verschiedenen Möglichkeiten, die wir heute auch empirisch noch gar nicht genügend übersehen, nicht weiter ausspinnen. Es mag uns die Feststellung genügen, daß eine Tendenz in ihrer Ablaufsweise und Äußerungsform nicht nur von der ihr selbst innewohnenden Art und Kraft, sondern auch von der Einwirkung anderer Tendenzen mitgestaltet wird. Keine Tendenz darf ohne Berücksichtigung des Gesamtaufbaus betrachtet werden, in den sie eingefügt ist.

Was gibt es nun für verschiedene Möglichkeiten einer inneren Beziehung zwischen einzelnen Tendenzen? Wir haben schon davon gesprochen, daß Tendenzen sich gegenseitig fördern oder hemmen können. Eine Förderung wäre es, wenn z. B. die Angriffslust durch den Unabhängigkeitsdrang gefestigt und gestützt wird. — Umgekehrt würden wir

von einer Hemmung da reden, wo etwa die Angriffslust infolge starker Gefahrschutzinstinkte (durch Angst und Feigheit) in ihrer Entfaltung gestört wird. Sie könnte sich dann nur bei solchen Gelegenheiten entfalten, die keine Gefahr in sich bergen. — Dieser (man könnte sagen) bedingten Hemmung stellen wir das Beispiel einer bedingten Förderung an die Seite. Wir können uns den Fall denken, daß Hinwendung und Helfen nur unter der Bedingung ansprechen, wenn gleichzeitig die Eitelkeit befriedigt wird. Bleibt jedoch die Eitelkeit unerfüllt, so kann die Hinwendung nicht zu Worte kommen. Es muß aber in diesem Falle keine zwingende Koppelung in dem Sinne vorliegen, daß bei Erfüllung der einen stets auch die andere Tendenz anspricht. Anders ist die unbedingte Koppelung bei der übersteigerten Hingabe bis zur Selbstaufgabe; in der Sprache Jungs würden wir sie als übersteigerte Extraversionsneigung bezeichnen. In typischen Fällen fließen hier in die Hingabetendenz andere Tendenzen mit ein: wie Unterordnungstrieb, masochistische Neigungen im Sinne der Lust am Überwältigtsein und das Bedürfnis nach Ich-Entwertung bzw. Ich-Verneinung. Durch diese Bündelung wird die Hingabe bis zur Selbstaufgabe überspannt. Ich erinnere ferner an die hemmende Beziehung antinomischer Tendenzen, die derart gestaltet sein kann, daß ein Extrem dem andern in seiner Erfüllung ständig im Wege steht. Endlich wäre von den uns heute bekannten Beziehungen noch die Kompensation zu erwähnen, bei der bestimmte Tendenzen, die zum Erlebnis der Insuffizienz führen, durch andere nach Überlegenheit drängende Tendenzen in Schach gehalten werden; und zwar derart, daß der Dauerreiz der ersteren zu einer Übersteigerung der letzteren führt. — Warum nun gewisse Tendenzen bei einem Menschen in dieser und in keiner anderen Beziehung zueinander aufgebaut sind, das liegt, wie schon erwähnt, einmal in ihrer Qualität und Intensität begründet, zum anderen wieder in der Eigenart der übrigen Strebungen der Persönlichkeit, soweit sie noch von wesentlichen Einfluß sind.

Zum Schluß möchte ich über die Beziehung von Einzeltendenzen hinaus noch einen Schritt weitergehen und Ihnen an dem pathologischen Beispiel der Zwangssymptome zeigen, was sich bei der Analyse der anlagemäßig gegebenen Teilstruktur einer Persönlichkeit ergibt. Ich fasse solche Zwangserscheinungen ins Auge, die in der zwangsmäßigen Angst vor einer Schädigung anderer bestehen und in entsprechenden Abwehrmechanismen: nehmen wir an, eine Patientin lebt in der dauernden Zwangsangst, ihrer Mutter könnte durch ihre Schuld ein Unglück zustoßen; sie müßte daher durch die verschiedensten Zwangshandlungen dieses Unglück abwehren. Den Kern bilden in diesem Falle Fremdschädigungstendenzen, denen ein komplexerer Hemmungsmechanismus in

Form von Mitgefühl, Angst und Selbstachtung mit Intensitätsübergewicht gegenübersteht. Diese Antinomie aktiviert das schon primär vorhandene Bedürfnis nach Ich-Entwertung und Selbstbestrafung, das in Schuldgefühlen und Bußhandlungen seine Befriedigung findet. Wichtig ist dabei, daß der Konflikt der Strebungen sich in sogenanntem magischem Sinne auswirkt. Die Fremdschädigungsphantasien werden infolge magisch-zaubrischer Einwirkung auf die Umwelt zu tatsächlichen Schädigungsmöglichkeiten (die Gedanken sind allmächtig, wie Freud sich ausgedrückt hat). Die Möglichkeit einer realen Schädigung zieht drohende Schicksalsbestrafung nach sich, wenn nicht die selbst auferlegten Buß- und Sühnemechanismen, d. h. die Erfüllung des Bedürfnisses nach Selbstbestrafung, streng beachtet werden, die imstande sind, eine günstige Beeinflussung des Schicksals zu erzielen. Wichtig ist ferner, daß stets auch sexuelle Partialtriebe sich in die Struktur der Zwangserscheinungen als bedeutsame Faktoren mit einfügen. Wir sehen, daß die Tendenzen, die wir in allen ihren Aufbauelementen noch gar nicht erfassen können, in äußerst komplizierter Form miteinander verflochten sind. Bei dem jetzigen Stande unseres Wissens gelingt es uns nicht, den Aufbau derartiger Teilstrukturen schon klar zu überschauen. Wir haben einen entfernten Begriff, wie die Dinge etwa liegen, mehr aber nicht.

So steht es heute mit allen analytischen Versuchen in unserem Sinne. Weiterkommen können wir nach meiner Überzeugung nur bei gründlichster Untersuchung von Einzelfällen, wobei wir stets den Blick auf die Struktur, auf die innere Beziehung der Aufbauelemente zu richten haben. Sind wir später in der glücklichen Lage, den Aufbau von Teilstrukturen einigermaßen zu übersehen, dann werden wir auch dem weiteren Ziele näherrücken, spezifische Strukturen für bestimmte Persönlichkeitstypen zu ergründen.

Charakter und Umwelt

Von Emil Utitz, Halle

Für einen Vertreter der Geisteswissenschaften ist es nicht leicht, vor einem ärztlichen Publikum zu sprechen. Auch dann nicht, wenn er — gleich mir — seit mehr als einem Jahrzehnt gute und nahe Beziehungen zur Medizin — zumal der Psychiatrie — pflegt. Persönlich bestimmte mich zu diesem Vortrage das Gefühl der Dankbarkeit, dem ich bereits wiederholt öffentlich Ausdruck lieh, für all das methodische und inhaltliche Wissen um charakterologische Gegebenheiten, durch das heute der Arzt den Geisteswissenschaftler belehrt. Sachlich erachte ich ein Zusammenwirken für unumgänglich notwendig. Gewiß nicht in dem Betracht, daß darunter die unbedingt zu fordernde Autonomie unserer Disziplinen leidet; jeder Versuch in dieser Richtung ist durchaus abwegig. Aber die wechselseitige Beeinflussung bei voller Wahrung aller keineswegs zu verschleifenden Unterschiede hat — darüber kann gar kein Zweifel herrschen — schon wertvolle Früchte geerntet; und wir sind sicherlich nicht schon am Ende dieser Bewegung. So will ich auch — in strenger Befolgung jener Gesichtspunkte — mich davor hüten, irgendwie in medizinische Angelegenheiten mich einzumischen. Wie die Geisteswissenschaft ganz allein darüber entscheiden muß, was sie von der Medizin benötigt, gilt dies auch umgekehrt in vollem Umfange.

Allerdings darf ich Ihnen nicht in Aussicht stellen, etwa im Namen der geisteswissenschaftlichen oder philosophischen Charakterologie zu sprechen. Dazu gehen vorläufig wenigstens die Ansichten viel zu weit auseinander. Ich beabsichtige auch nicht ein Sammelreferat zu bieten, um so weniger, als jüngst W. Peters in seinem vorzüglichen Buche „Die Vererbung geistiger Eigenschaften und die psychische Konstitution" die gesamte Literatur durchgearbeitet hat. Es wird für unsere Zwecke ergiebiger sein, tunlichst wenig auf Einzelliteratur einzugehen, vielmehr verschiedene Lehren als „ideale" Problemmöglichkeiten zu erörtern, unbekümmert darum, ob sie gerade in so radikaler Zuspitzung Anhänger haben oder nicht. Aber mit großem Nachdrucke möchte ich doch auf zwei wegbahnende Leistungen hinweisen: auf die geniale Begründung der geisteswissenschaftlichen Psychologie durch Dilthey und auf den Ausbau der Ausdruckslehre durch Klages. Gerade weil mein Vortrag

vielfach andere Wege einschlägt, halte ich diese Betonung für ein Gebot der Gerechtigkeit.

Da können wir gleich mit den beiden extremsten Standorten beginnen: mit einer Auffassung, die möglichst ohne Umweltseinflüsse auskommen will bzw. ihnen nur eine sehr geringe Wertigkeit beimißt; und ihrem äußersten Gegensatz, der den Menschen fast völlig durch Umweltseinflüsse kneten läßt wie ein Stück Ton, das die Außenwelt prägt. Beide Lehren widerstreiten offenkundig üblicher Durchschnittserfahrung. Wenn sie — sagen wir vorsichtig — diesen Anschein nicht scheuen, muß doch ein recht beträchtliches Schwergewicht von Motiven vorhanden sein, das die Wagschale so drückt, ganz abgesehen etwa von dem heuristischen Vorsatz, einmal eine Richtung kompromißlos bis ans Ende durchzuprobieren.

Die erste Möglichkeit darf vielleicht darauf hinweisen, daß — wie Jugend, Pubertät, Reife, Greisentum einander folgen — auch die charakterologischen Anlagen sich entfalten sollen, nach dem Gesetz, nach dem man angetreten. Beschwingungen und Hemmungen von außen spielen natürlich eine Rolle, allein die Einsicht in die tragende Hauptrolle gewährt doch nur das Erfassen der betreffenden menschlichen Wesenheiten in ihrer Eigenart. Es ist ein ganz bestimmtes theoretisches Postulat, das diese Lehre fundiert: billigt man nämlich den Umweltseinflüssen größeren Spielraum zu, taucht die nahe Gefahr auf, daß der Charakter gleichsam zerfließt, seine klare Umrißzeichnung verliert, seine Struktur. Aus gesetzlicher Notwendigkeit wird möglicherweise blinder Zufall. Gründe der Logizität sind es, die also eine immanente Entwicklung verlangen; und man trägt dann alle Fakta eifrig zusammen, die für sie zeugen sollen. Nur im Vorübergehen sei bemerkt, daß derlei Besorgnisse auch anderen Wissenschaften nicht fremd sind. Wollte man doch häufig etwa die Kunst einseitig auf das Formale und Ästhetische festlegen, nur um ja ihre Selbständigkeit und Selbsttätigkeit zu wahren und zu verhüten, daß Kunstwissenschaft in allgemeine Kulturlehre abgleitet, die das Spezifische des Künstlerischen zerstört. Es ist doch fraglos vorgängig eine dogmatische Annahme, Charaktere auf jene Immanenz hin zu konstruieren. Gesetzt selbst den Fall, daß zahlreiche beobachtete Charaktere solche Deutung gestatten, was gewährleistet denn die Allgemeingültigkeit solcher Annahme? Sie ist auch gar nicht sicherzustellen, weil zumindest Charaktere „denkbar“ sind, die entscheidend durch Umwelteinflüsse gemodelt werden. Sagt man dagegen, solche Entscheidungen hätten ja niemals sich verwirklichen können, wären nicht Anlagen für sie vorhanden, so stimmt das sicherlich. Aber zur Weckung, Reifung und Spezifizierung von Anlagen bedarf es unter

Umständen gewisser Situationen, ohne die jene Entwicklung nicht statthätte. Gerade deswegen wird eine Charakterologie zumindest derartige Möglichkeiten nicht im Ansatz ausschalten dürfen, weil sie sich sonst den Weg vorurteilsloser Prüfung verstellt.

Den äußersten Gegensatz zu dieser Auffassung erblickten wir in der Lehre, die eine fast unumschränkte Allmacht der Umwelt zuschreibt. Es ist bezeichnend, daß pädagogisch und therapeutisch eminent interessierte Persönlichkeiten solchen Ansichten zuneigen und dabei selbst vor naiven Konstruktionen nicht zurückschrecken. Wären die wichtigsten Charakteranlagen und Charaktereigenschaften unplastisch, erlitten die Einwirkungsmittel des Führers eine gewaltige Beschränkung. Er könnte vielleicht höchstens Masken im Dienste sozialer Tauglichkeit züchten, obgleich man auch da bereits einwenden dürfte, daß nur bestimmte Menschentypen sich solche Masken anzüchten lassen. Allgemein gesagt: es ist eben das naheliegende praktische Postulat eines pädagogischen oder psychotherapeutischen Optimismus, von der schier unbegrenzten Bildsamkeit menschlicher Charaktere überzeugt zu sein. Aber auch der schwungvollste Optimismus kann sich nur vor Rückschlägen sichern, wenn er von richtigen Fragestellungen ausgeht.

Wer nun keinem der beiden Postulate sich verschreibt, wird eigentlich ganz selbstverständlich zu jener Theorie greifen, die William Stern als Konvergenztheorie bezeichnet, und die auch die neuesten psychologischen Arbeiten auf diesem Gebiete regelt. William Stern sagt mit vollem Recht: „Seelische Entwicklung ist nicht ein bloßes Hervortretenlassen angeborener Eigenschaften (ich würde mich lieber ausdrücken: vererbter, immanenter Anlagen) aber auch nicht ein bloßes Empfangen äußerer Einwirkungen, sondern das Ergebnis einer Konvergenz innerer Angelegtheiten mit äußeren Entwicklungsbedingungen. Diese Konvergenz gilt für die großen Züge, wie für die Einzelerscheinungen der Entwicklung. Bei keiner Funktion oder Eigenschaft dürfte man fragen: stammt sie von außen oder von innen ?, denn stets wirkt beides an ihrem Zustandekommen mit, nur jeweils mit verschiedenen Anteilen.“ Methodologisch müssen wir uns auf jeden Fall dieses Prinzip aneignen, denn wir haben gar kein Recht, im vorhinein irgendeine Entscheidung zugunsten einer dieser Theorien zu fällen, um dann in ihrem Lichte alles zu spiegeln. Die möglichen äußersten Extreme sind nur Endpunkte einer Linie. Wo nun aber innerhalb dieser Linie das einzelne liegt, kann unmöglich vorausgesagt werden, viel weniger noch, daß es sich um einen der Endpunkte herum gruppieren müßte.

Konstruieren wir einmal jene polaren Gegensätze: also die ganz immanenten Charaktere, an denen ein jeglicher fremder Umwelteinfluß

abprallt; ich habe sie als endogene Charaktere bezeichnet. Man wird sicherlich von ihrer idealen Vorzeichnung Abstriche tun müssen, aber es untersteht wohl keinem Zweifel, daß es wesentlich derartig abgekapselte, inselhafte Charaktere gibt. Die Umwelt existiert für sie nur, soweit sie ihrem Wesen entgegenkommt; sonst schaltet sie aus. Das reine Gegenteil wären dann die Charaktere, die jedem Einfluß von außen nachgeben, die weit weniger in sich leben als in den Akten, die zufällig das Schicksal an sie heranträgt, die deswegen im einzelnen etwas Zerfließendes und Irrationales an sich haben, weniger durchgehende Leitlinien, als vielmehr ein funkelndes Mosaik kleiner Steinchen.

In beiden Fällen ist die eigentlich charakterologische Bedeutung des Erlebens eine verhältnismäßig geringe. Bei den endogenen Charakteren ist der einzelne Erlebensakt nur Symptom des jeweiligen Entwicklungszustandes; er drückt zwar charakterologische Besonderheiten aus, aber er prägt weniger formend an dem Charakter, dessen Gesetz unabhängig davon feststeht. Denken Sie an die Schauspieler in einem Drama. Das Wortdrama ist vom Dichter geschrieben, die Aufführung vom Spielleiter festgelegt. Das Werk als solches entfaltet sich in der Darstellung; und was etwa die Darstellung neu schafft, ist sicherlich nicht das Werk, das der Dichter verfaßt hat. Wollte einer ganz Ernst machen mit einer Lehre vom Grundcharakter, der sich in den einzelnen Verhaltungsweisen und Akten nur auswickelt, wären dies nur die Truppen, durch die ein von Anfang an genau festgelegter Plan lediglich abrollt. Ihre Bewegungen hätten zwar Symptomwert für die Erkenntnis jenes Planes, aber der Plan würde durch sie keine erhebliche Veränderung erfahren. Und mit umgekehrtem Vorzeichen versehen gilt dies von dem entgegengesetzten Fall: wenn die Persönlichkeit in jeden Umwelteinfluß völlig hineingerissen wird, bedeutet ihr das jeweilige Erlebnis zwar alles, jedoch der nächste Augenblick entwertet schon diese Bedeutung, die ohne Hinterlassung größerer Spuren verwischt wird.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß keine Charakterologie sich in diesen Extremen verankern kann, so sicher sie sich auch ihnen aufschließen muß. Zum Wesen der Charakterologie gehört beides: der Bezug auf die Immanenz und auf die Umwelt. Ich darf dies wohl — obschon es sich da um eine schlichte Selbstverständlichkeit handelt — ein wenig erläutern. Charakter ist für uns die Persönlichkeit, gesehen unter dem Gesichtspunkt ihrer Strebungen (vgl. meine „Charakterologie“ 1925). An diesen Strebungen ist nun sowohl die Persönlichkeit beteiligt, wie auch die Strebungen vom Objekt her bedingt und modifiziert werden. Die Wertigkeit der beiden Faktoren wechselt; sie wechselt interindividuell, aber ebenso innerhalb eines Individuums. Nur an den Endpunkten nähert

sich ein Faktor der Null: d. h. die betreffende Strebung wird ganz objekt- bzw. persönlichkeitsbedingt. Es gibt aber auch einen Idealfall, bei dem die Strebung zugleich völlig objektbedingt ist und doch völlig persönlichkeitsbedingt. Denken wir etwa an das Schaffen eines Forschers ganz großen Formats: so wird sein Werk bis ins Letzte den strengsten Sachansprüchen der Gegenstände gerecht, und zugleich ist es doch das schlechthin tiefste und umfassendste Ausleben seines persönlichen Wesens. Das zähe Ringen mit dieser Sachwelt wird da zum tauglichsten Mittel der Charakterentfaltung und Reifung.

Gerade hier kann aber ein Einwand einhaken: eine derartige Welt ist ja weit davon entfernt, den Charakter zu wandeln, ist sie doch nur die Luft, in der er zu vollem Atmen gelangt, ist sie sogar in gewissem Sinne seine eigene Tat. Wie ja auch die Art, wie wir wohnen, wie wir unseren Beruf einrichten, von uns selbst mit abhängt. Das ist keine fremd uns gegenüberstehende Umwelt, gegen die wir prallen, sondern fast Ausdruck eigenen Wesens, Teil unserer weiteren Physiognomie. So haben wir vorerst die von uns gestaltete oder zumindest gewählte Umwelt zu prüfen, um nicht diese ihre sehr wichtige Beschaffenheit zu verkennen.

Doch selbst diese Umwelt wird nur in den seltensten Fällen reiner ursprünglicher Ausdruck sein. Schon wer sich eine Wohnung einrichten will, stößt — wem brauche ich das übrigens heute zu sagen — auf solche Widerstände materieller und ideeller Natur, daß das Ergebnis meist nur einen Kompromiß darstellt. Und wer ein wissenschaftliches Werk schreibt, wird auf so vieles Verzicht leisten müssen, so viel an Disziplin, Selbstzucht, strengem Studium usw. aufbringen müssen, daß er sich schon genügend an dem Zwange des Objektiven reibt. Umgeht er all dies, wird sein Schaffen — wie man zu sagen pflegt — autistisch.

Allgemein gesprochen: Wir dürfen in diesen Fällen nicht allein die reine Ausdruckskomponente beachten, sondern ebenso all jene Formungen, die vom Objekt ausgehen und letzthin selbst den Ausdruck in dieser bestimmten Gegebenheitsweise mitbedingen. Ich habe mich oft — und auch heute schon gelegentlich — gegen die alte, immer wieder erneute Lehre vom Grundcharakter gewandt, weil sie — wie ich glaube — nach zwei Richtungen hin fehlerhaft ist. Erstens steht sie oft unter dem Zeichen ethischer oder weltanschaulicher Zielsetzungen. Sie fragt, was aus gegebenen Anlagen alles werden könnte und kontrastiert so den idealen Grundcharakter mit dem empirischen. Aber es hängt doch von der Gesetzlichkeit des wirklichen Charakters und seiner Schicksale ab, warum er hinter jenen echten oder vermeintlichen Idealen zurückbleibt, warum sie ihm vielleicht nur zu einem Gegenstand der Sehnsucht werden, oder warum er sich gar gegen sie wehrt. Und zweitens wird doch da meist

unversehens die Umwelt mit einem ganz bestimmten Schicksalsweg schon eingeschmuggelt: nämlich — sagen wir — die optimale Umwelt, die gerade eine Reifung und ein glückliches Zusammenwirken der wertvollen Anlagen gestattet, während sie die anderen verkümmern läßt. Charakterologisch ist selbstverständlich diese optimale Umwelt im weitesten Sinne des Wortes vor allen anderen Umwelten durch nichts ausgezeichnet. Aber für Pädagogik und therapeutisches Eingreifen ergeben sich hier — meiner Meinung nach — sehr wichtige Hinweise. Denn für sie handelt es sich um Schaffen der optimalen Umwelt in jenem weitesten Wortsinn. Da ist aller Optimismus am Platze; ein ganz anderer als jener, der das Vererbte, Immanente bagatellisiert. Tritt doch hier gerade das Problem der optimalen Umwelt in engste Korrelation zu dem Vererbten, Immanenten der Persönlichkeit.

Wir dürfen allerdings nicht die gefährliche Vieldeutigkeit verhehlen, die im Begriff der optimalen Umwelt steckt. Kann sie doch einmal aufgefaßt werden als die Gesamtheit der Einflüsse, die erforderlich sind zur Reifung der wertvollsten Anlagen und zu ihrem glücklichen Zusammenwirken, andererseits zur Niederhaltung der minder wertvollen. Man kann aber auch unter ihr das Milieu verstehen, welches das relativ behaglichste und reibungsloseste Dasein gestattet. Die Umwelt, die etwa alles aus dem Künstler herausholt, muß nicht mit der übereinstimmen, die ihm ein Therapeut empfehlen würde, oder die ein strenger Moralist zuließe. Wie sich hier bereits die ersten Schwierigkeiten zeigen, die im Begriff der Umwelt stecken, so werden sie den nie verlassen, der sich näher in diese Fragen einläßt. Schon die Abgrenzung der Umwelteinwirkungen gegenüber den vererbten, immanenten gestattet häufig keine leichte Entscheidung. Es bedarf im Gegenteil zuweilen sehr subtiler und scharfsinniger Untersuchungen, um die für diese Zwecke geeigneten Methoden zu gewinnen.

Davon können wir hier nicht sprechen. Wir prüfen vielmehr kurz den mannigfachen Sinn, in dem von einer Umwelt geredet werden kann. Älterer philosophischer Tradition würde es fast entsprechen, schon unseren Leib als eine Umwelt zu betrachten, die zur eigentlich psychischen Welt in enger Beziehung steht. Gegen eine so verhängnisvolle Auffassung, die uns unbewußt vielleicht näher liegt als wir ahnen, würde ich mich mit aller Kraft wehren. Ich erachte es als großen Gewinn, daß die gesamte Charakterologie zu der alten aristotelischen Lehre zurückgefunden hat, die Persönlichkeit nicht als eine Seele anzusehen, die den Leib wie ein Kleid trägt, vielmehr als eine Einheit, an der Psychisches und Physisches teilhaben. Wenn Aristoteles die Seele als die Entelechie des die Möglichkeit zu leben habenden Körpers be-

zeichnet, und zwar ganz spezifisch als diese bestimmte nur diesem bestimmten Körper zukommende Entelechie, ist dies eine Auffassung, die zwar zweifellos weiterer kritischer Prüfung bedarf, die aber den Ansatz zu einer Charakterologie und Persönlichkeitsforschung liefern kann. Daß mit ihr nicht etwa notwendig materialistische Konsequenzen gesetzt sind, beweist am besten das große Beispiel des Aristoteles selbst. Reden wir also von personalem Streben — dem ureigensten Gebiet der Charakterologie — meinen wir sicherlich nicht nur ein bewußt-seelisches Streben, das möglicherweise ein Körperliches begleitet, wie die Musik das Lied eines Sängers, sondern wir reden von Strebungsakten, die eben eine personale Wertigkeit haben, über deren anderweitige Beschaffenheit damit aber noch gewiß nicht entschieden ist. Sie können unter Umständen rein psychisch, rein physisch oder psycho-physisch sein. Im einzelnen müssen da sehr genaue Untersuchungen weiter leiten, die sich aber nicht von dem Vorurteil beschlagnahmen lassen dürfen, alles müsse bloß psychisch oder bloß psycho-physisch sein. Stellen wir uns einmal auf diese Plattform, hört von selbst jeder Versuch auf, den Leib als Umwelt zu betrachten. Letzten Endes steckt (selbstverständlich neben einer metaphysischen Theorie) in diesem Glauben doch der Wahngedanke, gleichsam ein Urelement des Charakters irgendwo zu entdecken. So beginnt man abzuschälen, um den Kern freizulegen. Man häutet den Körper ab, dann vielleicht die Empfindungen, Wahrnehmungen, das Denken, und macht schließlich etwa beim Wollen halt, den Trieben oder den Strebungen überhaupt. Man verkennt dabei völlig, daß die einzelnen Willensakte z. B. niemals „der“ Charakter „sind“, daß man mit solcher Betrachtung überhaupt nicht zum Charakter vordringt; sondern immer nur, wenn man das Streben auf die Ganzheit der Persönlichkeit bezieht und umgekehrt. Stets handelt es sich um die Ganzheit der Persönlichkeit, nur stets gesehen unter einem ganz bestimmten Gesichtspunkt. Mit der Aufgabe dieser Sinnbezüge und Sinnstrukturen geben wir die Charakterologie auf. Nicht einen Kern suchen wir also, sondern Gesetzlichkeiten. Und der Teil der Charakterologie, die ich als materiale bezeichne, und die man am ehesten noch jener Suche nach dem Kern anzunähern geneigt wäre, ist doch nur ein Mittel, um die fraglichen Gesetzlichkeiten aufzudecken.

Entschuldigen Sie bitte diese scheinbare Abschweifung. Sie war aber zum Verständnis des Folgenden notwendig. Denn jetzt schwindet wohl alle Angst, der Charakter könnte uns zerfließen, wenn wir die Umwelt in weitem Rahmen einführen. Lassen wir ganz außer Betracht, daß es zu echter Charakterbildung ohne Umwelt ja gar nicht kommen könnte: wir beziehen doch ein jegliches eben auf die Gesetzlichkeit des personalen

Strebens. Handeln wir etwa von der Kleidung, Klima oder Gemeinschaft, sind wir doch schon dadurch vor jeder Aufweichung des Charakters gefeit, daß es uns niemals einfällt, etwa als Schneider von der Kleidung zu sprechen, als Soziologen oder Politiker von der Gemeinschaft, als Geographen von dem Klima, sondern immer nur von der charakterologischen Wertigkeit dieser Faktoren, also unter diesem systematisch strengen Sinnbezug. Da heißt es nun allerdings für den Charakterologen, sich möglichst weit aufschließen, um nicht irgendein charakterologisch Wertiges zu vernachlässigen; und unsere Wissenschaft darf auch unbesorgt diese Ausdehnung vornehmen, denn ihre Geschlossenheit hängt nicht von diesem materialen Umfange ab, vielmehr von der Systematik ihrer gesetzlichen Sinnbezüge. Wir dürfen daher wohl mit größerem Vertrauen zu unserer Umweltsbetrachtung zurückkehren.

Da hat sich eine Unterscheidung schon allgemein durchgesetzt, die von Daseinswelt und Wirkungswelt. Für einen Blinden oder Tauben, die in der nämlichen Daseinswelt leben, ist doch die Wirkungswelt verschieden, ebenso wie für den Musikalischen und Unmusikalischen beim Anhören des gleichen Konzerts. Es braucht wohl nicht eigens betont zu werden, wie schwierig es ist, die Wirkungswelt einzelner Individuen wirklich zu erfassen. Um so mehr, da wir von bewußten und unbewußten Einflüssen sprechen müssen, und letztere nur aus Erfolgen oder Mißerfolgen, die vielleicht weit später sich einstellen, abgelesen werden können. Ich meine hier nicht einmal so sehr etwa klimatische Einflüsse, deren wir uns vielfach im einzelnen gar nicht bewußt sein können, sondern oft ganz unscheinbare Erlebnisse, die tief nachwirken. Ich gebe ein ganz banales Beispiel: Wer unter häßlichen Menschen in häßlicher Umgebung lebt, für den kann dies alles offenbar zur belanglosen Daseinswelt gehören, der gegenüber er in der Welt seines Berufs, seiner Familie usw. heimisch ist, während erstere ihn gar nicht anficht, weder positiv noch negativ. Nun aber kommt er in ein ganz anderes Milieu, und in der Art, wie er es erlebt, wie Unlustigkeit von ihm abfällt, Gedrücktheit und Gepreßtheit, merkt er erst, wieviel ihm doch jene Daseinswelt bedeutete. Ohne diesen Tausch hätte man die eben genannten Eigenschaften nicht so leicht in Beziehung zur Umwelt gebracht. Es wäre falsch, zu sagen, er habe unter dieser Umwelt gelitten. Sie war ihm ja völlig gleichgültig; er beachtete sie nicht. In Wahrheit war sie nicht unwichtig; sei es, daß uneingestandenermaßen ihre Grauheit ihn ansteckte, oder sei es, daß sie eben nicht jene weckenden Einflüsse ausüben konnte wie das neue glänzende Milieu. Es ist daher selbstverständlich bei dieser Frage auch zu beachten, welche Wirkungen in der betreffenden Situation nicht statthaben. Man muß also unter Umständen in unserem

Betracht die Umwelt auch negativ charakterisieren. Gute Biographen befolgen seit langem diese Methode.

Aus dem Gesagten geht wohl schon ohne weiteres hervor, daß das Erlebensgewicht irgendwelcher Einflüsse immer von der betreffenden Persönlichkeit aus bestimmt werden muß; es ist für sie bezeichnend, nicht nur was und wie sie etwas aufnimmt, sondern was für sie schwer oder leicht wird, zentral oder peripher, vorübergehend oder nachhaltig. Spricht man daher von Belastungsproben, denen eine Persönlichkeit ausgesetzt ist, muß man sich vorerst dessen vergewissern, ob es sich wirklich um eine Belastungsprobe gerade für diese Persönlichkeit handelt. Dazu kommt noch ein zweites: man hat bisweilen den Eindruck, ein Mensch werde doch mit sehr Schwerem relativ leicht fertig. Das kann darauf beruhen, daß er es zwar in angemessener Wucht erlebt, aber doch gleichsam niederringt. Abgesehen von anderen Fällen ist aber auch der möglich, daß der Betreffende eine äußerst geringe Weckbarkeit zeigt. Er hält gar nicht viel aus, aber er wird auch nur selten erweckt.

Diese wohl immer noch zu wenig beachtete Frage der Weckbarkeit ist für das Problem „Charakter und Umwelt" sehr wichtig. Handelt es sich um allgemeine oder partielle leichte bzw. schwere Weckbarkeit? welchen Situationen entspricht sie? Wir kennen alle Menschen, die weit intelligenter erscheinen, als sie sich bewähren, oder wir trauen ihnen eine viel größere Leidenschaftlichkeit zu, als sie zeigen. Aber sie gehen gleichsam unerweckt durch das Leben; sie geraten in keine Lage, die sie zwänge, alles ihnen Verfügbare zu mobilisieren; sie bleiben gleichsam stets unter ihrem Kraftmaximum. Natürlich ist dieses Unvermögen, sich zu äußerster Gespanntheit aufzuraffen, oder diese Angst, sich völlig dem Erlebnisstrom hinzugeben, bedingt durch die Eigenart des Charakters. Eine glatte Unmöglichkeit kann vorliegen, und die betreffenden Anlagen müssen dann in höherem Sinn unausgenützt bleiben — charakterologisch sehr wichtige Fälle, die wir z. B. bei bestimmten Schaffenden finden —, aber es ist doch auch ein Typus möglich, der unter dem Druck bestimmter Situationen völlig wachgerüttelt wird.

Nicht nur hier — wir wollen diese Frage jetzt verlassen — sondern überhaupt zeigt sich die Notwendigkeit des Studiums typischer und charakterologisch wertiger Situationen. Man spricht mit Recht von der Situation des einzigen Kindes, des Nesthäkchens, des Professorensohnes usw. Immer wird darunter verstanden: die Tendenz bestimmter Situationen, bestimmte charakterologische Wirkungen zu zeitigen. Die Tendenz ist idealiter gleichsam auch da, wo sie sich gar nicht auswirken kann. Die betreffenden Charaktere sind eben so beschaffen, daß sie diesen Einwirkungen gegenüber immun sind, oder daß diese Situationen

andere Wirkung auslösen. Nicht jede alte Jungfer ist klatschsüchtig, obgleich die Situation des Alleinseins und Ausgeschlossenseins von dem Leben leicht dazu verführt, nun künstliche Sensationen durch Klatsch sich zu schaffen, als ungebetener Zaungast des Lebens, der so seine kärgliche Rache nimmt und sich einen erhöhten Platz baut. Also nicht an der alten Jungfer liegt dies eigentlich, sondern daß sie — sofern sie keine ernsten Aufgaben hat und nicht sehr gütig ist — in Gefahr ist, in Situationen zu gleiten, die jene Neigungen befördern oder züchten, selbst wenn sie anlagegemäß nicht sehr ausgeprägt waren.

Brauche ich noch — um fortzusetzen — eigens aufmerksam zu machen, daß Fremd- und Selbsterziehung mit zur großen Umweltproblematik gehören? Ich denke, daß wir uns hierbei nicht aufhalten müssen. Und damit hängt doch die ganze Frage der Wertewelt, unserer gesamten Kultur zusammen, in die wir hineingeboren werden. Das Ringen um sie gehört zu dem Allerwichtigsten der Auseinandersetzung mit der Umwelt. Es ist doch für den einzelnen entscheidend, wie er etwa mit den Werten des Religiösen, Ethischen, Künstlerischen, Wissenschaftlichen fertig wird, ob und wie er sie in sein Dasein einbezieht; und es ist ebenso entscheidend, in welcher Form ihm diese Werte entgegentreten, und zwar schon in der Kindheit. Niemals wird der Mensch — auch nicht der Begnadetste — diese Wertewelt durch bloßes Ausleben seines Seins sich aneignen oder sie produzieren. Jeder anders, aber ein jeder wird den Weg durch Leid, Verzicht, Zucht, Disziplin, Arbeit gehen müssen. Diese Konflikte, die im tiefsten Sinne echt menschlich sind, überglänzt der ganze Adel der Menschlichkeit. Solange wir nur in der Betrachtung des Triebhaften steckenbleiben, versperren wir uns den Weg zu jenen Fragen, die mit die schwierigsten und mit die höchsten sind. Wer nur auf das Ausströmen ursprünglicher Anlagen achtet, sieht die Umwelt lediglich als willfähriges Gefäß, in das jene Strömung sich ergießt, oder als hemmenden Wall, an dem sie abprallt, bzw. in Kombinationen und Abschattungen dieser Reihen. Wer aber in diesem Einbauen in eine objektive Wertewelt eine ganze Problematik erkennt — und die deutsche geisteswissenschaftliche Psychologie tut dies in hohem Maße — der erblickt doch noch recht andere Funktionen der „Umwelt", gewiß hemmende, soweit sie auf das bloß Tierische des Menschen sich erstrecken, aber auch Aufgaben, die zu strengster Formung einladen, zu nie vollendeter und nie zu vollendender Gestaltung, zu einer Reifung, die nur immer wieder in Reibung und Beschwingung mit der Umwelt vollzogen werden kann. Was dabei an ursprünglichem Ausleben verlorengeht, kann in höherer Ebene durch volles Wertleben gewonnen werden, an dem wahrhaft die gesamte Persönlichkeit teilhat. Das sind Gedanken,

die auf Schillers Menschenauffassung zurückweisen, und die heute in anderer Wendung in breiter Front aktuell werden. In meinem soeben erschienenen Buche „Die Überwindung des Expressionismus" bin ich gerade diesen Fragen ausführlich nachgegangen.

Doch kehren wir von diesem Ausblick zurück! An einem Beispiel — das mich in letzter Zeit stärker beschäftigte — möchte ich nochmals von anderer Seite her das Umweltproblem beleuchten: ich meine die charakterologische Rhythmik, über die gerade in den jüngsten Jahren so viel gearbeitet wurde. Man hat alle möglichen rhythmischen Besonderungen entdeckt bzw. altbekannte neu bestätigt. Aber man hat, meiner Ansicht nach, wohl zu wenig einen Unterschied beachtet, den ich als „zu schnell" oder „zu langsam" bezeichnen möchte. Ein mäßig bewegtes Tempo kann für den einen „zu" schnell, für den anderen „zu" langsam sein. Wir haben alle sozusagen einen natürlichen adäquaten Rhythmus, der nicht nur im Laufe des Lebens wechseln kann, sondern auch gleichsam im Querschnitt auf verschiedenen Ebenen und Richtungen des Lebens. Es kann z. B. einer einen recht schnellen Sprachrhythmus haben, aber recht langsam sich bewegen. Dieser adäquate Rhythmus kann nun aber gestört werden, sei es aus objektiven oder subjektiven Gründen. Sprechen wir von letzterem zuerst! Einer redet sich etwa ein, er müsse in allem hasten, weil er sonst mit nichts fertig wird. Er ist dabei immer in Eile. Manchen behagt das durchaus. Aber ihm ist diese Eile nicht adäquat. Er muß sich immer zwingen, der von ihm eingeschlagene Rhythmus ist für ihn zu schnell. Er kann sich aber auch einreden, daß vielleicht Gewissenhaftigkeit und Würde ein ganz langsames Tempo erheischen. Und nun nötigt er sich dazu und leidet unter dieser Nötigung. Möglicherweise hat er einmal eine üble Erfahrung des zu Schnellen oder zu Langsamen gemacht und kommt nun von dieser Erfahrung nicht los, die katastrophal für ihn werden kann. Und der Widerstreit zwischen natürlichem und faktisch eingehaltenem Rhythmus vermag weit ins Pathologische hineinzuführen. Aber es sind doch auch Fälle denkbar, wo tatsächlich durch die Umwelt ein bestimmtes Tempo dem Betreffenden aufgedrängt wird, dessen er sich jedenfalls (ein anderer vermöchte das vielleicht) nicht erwehren kann. Eine Änderung dieser Situation in seinem Sinne würde für ihn eine Erlösung bedeuten. Es ist ja für den Pädagogen und Therapeuten ein einschneidender Unterschied, ob jene peinigende Tempoverrückung von der Umwelt gleichsam dem Menschen abgerungen wird, oder ob er sich ohne objektiv stichhaltige Gründe in sie hineinsteigert. Womit aber durchaus nicht gesagt sein soll, daß jede unangemessene Rhythmik als solche peinlich empfunden werden muß, ganz abgesehen von der Vieldeutigkeit des Begriffes unangemessen, der einmal

auf die Schnelligkeit des psychischen Verhaltens zielt und das andere Mal auf die Adäquatheit zu bestimmten Aufgaben.

Hier wie so oft kommt es demnach auf das Studium des gesamten Verhaltens an. In Amerika wird heute so viel von Behaviorismus gesprochen. Es ist das Verdienst von Karl und Charlotte Bühler, nicht nur das Gute an dieser Methode anerkannt, sondern auch durch besonnene Kritik ihre Einseitigkeiten behoben zu haben. An sich ist ja diese Methode durchaus nicht neu. Goethe sagt z. B. im Vorwort zu seiner Farbenlehre: ,,Vergebens bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern; man stelle dagegen seine Handlungen, seine Taten zusammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten.'' Ja, diese Methode handhaben schon Aristoteles und Theophrast mit großer Sicherheit. Schildert etwa Theophrast den Mißtrauischen, sagt er eigentlich gar nichts darüber aus, was dieser erlebt oder wie er sich ausdrückt, sondern vielmehr, wie er sich in charakteristischen Situationen verhält. Z. B.: ,,Wenn er den Sklaven fortgeschickt hat, um Marktbesorgungen zu machen, so sendet er einen anderen Sklaven, der sich erkundigen soll, wieviel jener gekauft habe. Und wenn er selber das Geld trägt, so setzt er sich nach jedem Stadion nieder, und er zählt nach, wieviel es sei. Und seine Frau fragt er, wenn er im Bette liegt, ob sie die Geldkiste geschlossen habe, und ob der Becherschrank verriegelt sei, und ob der große Riegel vor das Hoftor gelegt sei. Und wenn jene es bejaht, so steht er nichtsdestoweniger selber nackt aus dem Bette auf und läuft unbeschuht mit dem Lichte herum, und er sieht das alles nach und kommt so kaum zum Schlafen. Und von denen, die ihm Geld schulden, fordert er in Begleitung von Zeugen die Zinsen ein, damit sie es nicht ableugnen können usw.'' Man wird selbstverständlich bei dem Studium des Verhaltens als solchen nicht stehenbleiben dürfen, aber ohne ein sinnvoll geleitetes Verhaltensstudium geht es nicht. Eine Körperbaulehre oder eine Physiognomik in engerem Betracht des Wortes genügen keineswegs. Auch da können wir uns auf Aristoteles berufen, wenn er lehrt, wir dürften nicht etwa nur den Zorn untersuchen als eine bestimmte Verfassung des Menschen — sagen wir also: den Zorn als Anlage, Erlebnis und Ausdruck — sondern auch, worüber der Betreffende zornig wird. Damit ist die notwendige Sinnbeziehung zur Umwelt aufgenommen, ohne sie bliebe alle Charakterologie Stückwerk. Um die charakterologische Wertigkeit des Zornes für eine bestimmte Persönlichkeit zu erfassen, müssen wir wissen, in welchen Situationen sie zornig wird, und in welchen nicht. Nur dann werden wir auch den Zorn zu deuten vermögen, der nicht situationsangemessen ist, der sich künstlich zu seiner Entladung erst Situationen schafft oder auch in ihm an sich ganz fremde hineinexplodiert.

Wir wollen diese Erwägungen nicht weiter verfolgen. Schon in der sehr dünnen, flüchtigen und unvollständigen Skizze, die wir hier zeichnen durften, zeigt sich in andeutendem Umriß die große und vielfältige Umweltproblematik. Daß sie in letzter Zeit vielleicht nicht nach ihrer vollen Gebühr hervortrat, liegt sicherlich an dem tiefen Mißtrauen, das wir gegenüber billigen materialistischen Lehren hegen, die fast alles dem schleifenden Einfluß der Umwelt überantworten wollen. Ich glaube, daß wir von dem Erbe jener Lehren erst dann gänzlich freikommen, wenn wir nicht aus Scheu ins gegenteilige Extrem uns treiben lassen. Eine sachlich gefaßte Charakterologie läuft gar nicht Gefahr, Immanentes, Vererbtes zu vergewaltigen durch Umwelt oder umgekehrt. Sicherlich wird sie auch in Zukunft sehr häufig in den oft unheimlich schwierigen Spezialfragen des Gebietes irren, d. h. der Umwelt zuschreiben, was vornehmlich der Immanenz angehört, bzw. als vererbt auffassen, was in erster Linie durch Umwelt herausgeschliffen ist. Aber das rein Grundsätzliche sollte wenigstens an diesem Punkte allmählich dem Streit entrückt werden. Es wird dies auch um so mehr, je weniger es metaphysisch oder weltanschaulich belastet wird. Sicherlich ringt noch die Charakterologie um einen allseitig gefestigten theoretischen Ausbau; das darf aber gerade die Umweltproblematik — wenn ich mich so ausdrücken darf — nicht beirren. Sie kann und muß wesentlich durch gediegene Einzeluntersuchungen gefördert werden. Die Arbeit an ihnen wird dann auch zugleich das rein Theoretische bereichern. Vor allem müssen wir uns hüten, durch Theorien irgendwie die unerläßliche Freiheit und Weite jener Einzeluntersuchungen einzuschränken. Im Gegenteil: es ist Sache der Theorie, jene Freiheit zu begründen und zu rechtfertigen. Hierzu einen Beitrag zu liefern, war der Zweck meines Vortrages.

9'0

Über die angeborene Minderwertigkeit des Charakters

Von K. Hildebrandt, Berlin

Die neue Einstellung der Wissenschaft auf die Bewertung der Konstitution ist für kein Gebiet der Medizin so entscheidend und grundlegend wie für die Lehre von den Psychopathen. Bei den eigentlichen Psychosen sucht man mehr oder weniger das ätiologische Moment, sei es anatomisch, sei es humoral. Für die Psychopathen ist die Konstitution maßgebend, und zwar die Konstitution in einem engen Wortsinne: die erbliche Konstitution, denn ich gebrauche das Wort Minderwertigkeit hier als gleichbedeutend mit „erblicher psychopathischer Konstitution".

Der Begriff Psychopath, zumal seine populäre Ausbreitung und Betonung, ist verhältnismäßig jung. Darum liegt die Frage nahe, wo hielten sich denn vordem die Menge der Psychopathen vor den Augen des Arztes versteckt? Nun, daß sie erst spät in den Gesichtskreis des ärztlichen Denkens treten, ist ja natürlich. Der Beruf des Arztes ist es zuerst, Kranke zu heilen; Kranke aber im eigentlichen Sinne sind ja die Psychopathen auch nach der heutigen Auffassung nicht. Ihre Konstitution weicht ab von der normalen, aber diese Abweichung ist kein Krankheitsprozeß und auch nicht die Folge eines solchen. Die Psychopathen gehörten also vielmehr in die Praxis des Pädagogen und des Richters als in die des Arztes. In dieser Beziehung ist ein Wandel eingetreten, seitdem man neben Anatomie und Bakteriologie sich der Konstitutionsforschung zugewendet hat. Zuerst waren es natürlich besonders die neurologischen und psychiatrischen „Grenzfälle", die in die Sprechstunde des Arztes oder in die Anstalt kamen. Dann aber waren es besonders die Kriminellen. Nach der veralteten rein-ätiologischen Einstellung lag es dem Arzt ob, zu entscheiden, ob der Beobachtete krank oder gesund sei, d. h. der Beobachtete mußte als Paranoia bzw. als Dementia praecox gedeutet werden oder als Simulant. Hier ist es nun besonders die Erkennung der Haftpsychose, ihre Deutung als psychogene Reaktion eines Psychopathen gewesen, die einen grundlegenden Wechsel bedeutete. Dieser Wandel war für die Psychiatrie sehr fruchtbar. Auch der Querulantenwahn, Unfallsneurose und vieles andere wurden nun als psychogene Störungen bei Psychopathen psy-

chologisch verständlich. Wer von diesem Wandel einen Eindruck haben will, der möge etwa die Einleitung vergleichen in der ersten und in der letzten Auflage des Kraepelinschen Lehrbuches.

Aber diese Umwandlung hatte eine viel breitere Grundlage. Das Interesse für die Erziehung, für die sozialen Fragen und besonders für die Rassenhygiene wurde immer mehr von der ärztlichen Anschauungsweise durchsetzt. Vordem schien die Entartung der Menschheit eine verhängnisvolle, unheimlich fortschreitende Krankheit zu sein. Jetzt erkannte man sie als die einfache, weder zu- noch abnehmende Vererbung der Konstitution, d. h. die Zunahme liegt nicht im Wesen der Psychopathie, sondern sie geschieht nur zahlenmäßig durch die stärkere Fortpflanzung der Minderwertigen infolge der unzweckmäßigen Bedingungen der Zivilisation.

Unser Feld ist also unübersehbar groß, und eine methodische Durchdringung sehr erschwert. Man kann vielleicht sogar sagen, daß es die Anwendung der gesamten Charakterologie mit der Verschiebung nach dem Anormalen hin umfaßt. Daraus ergibt sich, daß es unmöglich ist, einfach empirisch den Typus des Psychopathen darzustellen, denn es steht kaum fest, daß die Anzahl der psychopathischen Charaktere kleiner sein muß als die der Normalen. Der dem Mediziner angemessene Weg ist, aus der Masse der Psychopathen große Gruppen herauszusondern und diese in möglichst klaren Typen darzustellen. Vorbildlich für diese klinische Einteilung und charakterologische Schilderung ist Kraepelin geworden. Ich werde seine Einteilung wiedergeben, um damit zugleich an den gewaltigen Umfang und an die große Vielseitigkeit der Bilder zu erinnern. Kraepelin stellt als „psychopathische Persönlichkeiten“ folgende Typen dar: Die Erregbaren, die Haltlosen, die Triebmenschen, die Verschrobenen, die Lügner und Schwindler, die Gesellschaftsfeinde, die Streitsüchtigen. Damit ist aber bei ihm das Gebiet der Psychopathie bei weitem nicht erschöpft, denn auch die Hysterie, die Nervosität, die Zwangsneurose, das impulsive Irresein, die geschlechtlichen Verirrungen rechnet er im wesentlichen der Psychopathie zu. Weiter aber sind die psychogenen Erkrankungen, also Neurasthenie, Erwartungsneurose, Unfallsneurose, Haftpsychose, Querulantenwahn vorwiegend auf dem Boden der Psychopathie erwachsen. Mit ähnlichen klinischen Gruppierungen haben sich Bleuler, Gruhle, Schneider und für die Kriminellen Birnbaum angeschlossen. Diese Einteilungen entsprechen den Bedürfnissen des Arztes, des Gutachters, des Kriminologen und Erziehers. Sie bilden selbstverständlich die breite empirische Grundlage, ohne die alles weitere Forschen in der Luft schwebt. Aber unseren wissenschaftlichen Bedürfnissen können sie nicht genügen. Der eine Mangel

besteht darin, daß diese praktisch verwendbaren Typen gar keine biologischen Einheiten sind. Wenn wir den Typhus oder die Ruhr beschreiben, so ist es das Ziel, beide Krankheiten zu trennen. Der Sinn der Diagnose ist immer: entweder Typhus oder Ruhr. Ganz anders bei den klinischen Typen der Psychopathen. Wir brauchen uns gar nicht zu entscheiden ob Hochstapler, Triebmensch, Querulant, Hysteriker — im Gegenteile, wenn der Untersuchte alle Typen gleichzeitig oder doch hintereinander darstellt, dann stellt er nur um so reiner und sicherer den Typus des Psychopathen dar. Jene klinischen Typen sind also verselbständigte, gereinigte Symptomenkomplexe der Psychopathie.

Welches ist nun der Maßstab, nach dem wir feststellen, ob die erstrebte Einteilung das Wesentliche trifft, ob sie biologische Einheiten bedeutet, wie beim Typhus die Identität der Typhusbazillen die Berechtigung der Krankheitseinheit nachweist? Theoretisch gibt es einen solchen Maßstab auch für die Psychopathie: Das ist der Erbgang. Was im Erbgange zusammenhängt, sich gegenseitig vertreten kann, das gehört der gesuchten biologischen Einheit an. Gerade auf unserem Gebiet erweist sich die umstürzende Gewalt der modernen Vererbungslehre. Die Widerlegung der Annahme, daß auch erworbene Eigenschaften vererbt werden, gibt ja erst die sichere Grundlage für diese empirische Erforschung.

Ich sagte: Theoretisch ist dieser Maßstab gegeben, aber ich brauche hier nicht auszuführen, wie schwierig heute seine praktische Anwendung ist. Es ist ja klar, daß eigentlich die Verfolgung des Erbganges schon voraussetzt, daß uns die erblichen Formen, also die biologischen Arten gegeben sind. Erbforschung und die empirische Einteilung der Psychopathen müssen also dauernd Hand in Hand arbeiten, sich gegenseitig kontrollieren, um in langwieriger Arbeit die Fundamente zu legen. Dabei ist auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Mehrzahl der Psychopathen ihren Defekt erblich auf ein oder zwei Formen zurückzuführen ist, das würde heißen, daß wir den wesentlichen Bestandteil der Psychopathie systematisch als nur ein oder zwei Arten aufzufassen hätten.

Wie dem nun sei, so müssen wir davon ausgehen, daß die klinische Gruppierung nur vorläufige Grundlage, die erbbiologischen Arten das noch unerreichbare Ziel sind. Wir brauchen daher noch eine systematische charakterologische Forschung als vermittelndes Glied. Die Abgrenzung der Psychopathie nach beiden Seiten, den Vollwertigen und den Eigentlich-Kranken ist schwer und weder theoretisch noch praktisch streng durchzuführen. Wie kann man wissenschaftlich diese Grenzen befriedigend festlegen? Dem modernen Forscher, der mit empirischen Methoden und Statistik arbeitet und die geistige Klärung überflüssig findet, scheint die Sache wenigstens prinzipiell sehr einfach:

Man studiert viele und immer mehr Einzelfälle und stellt durch Vergleich das Gemeinsame fest, damit erhält man die Merkmale des Psychopathen. Diese naive Methode gründet sich auf einen schweren logischen Fehler. Wenn man empirisch-statistisch die Eigenschaften des Hasen feststellen will, so muß man sie doch in ihren Hauptzügen schon kennen, sonst wird man nicht nur Hasen, sondern auch wilde Kaninchen in das Material einbeziehen. So muß man zuerst den Begriff der Norm anerkennen, nach dem die Abweichung der Psychopathen bemessen wird.

Kann man nun die Norm einfach als Durchschnittswert aller Menschen bestimmen? Das ist in der Tat die beliebteste Methode, aber ich habe in meiner Arbeit „Norm und Entartung des Menschen" angeführt, daß sie falsch ist. Die Norm ist eine Idee, diese Norm-Idee ist der Höchstwert des Menschen, nicht der Durchschnittswert. Für die einzelnen Eigenschaften kann der Wert ungefähr dem Durchschnitt entsprechen, für andere kann er nahe am Ende einer Reihe liegen. Um ein drastisches Beispiel zu gebrauchen: Die Norm für eine Maß Bier ist der Eichstrich. Was würde man zu einem Untersucher sagen, der in Schankstätten nachmißt, wieviel Bier in den gefüllten Gläsern ist, daraus den Durchschnitt als Norm berechnet und nun feststellt, wieweit der Eichstrich als „übernormal" von dieser Durchschnittsnorm abweicht. Zweifellos bemißt doch der Eichstrich die Norm, der durchschnittliche Abstand aber die durchschnittliche Gewinnsucht des Schankkellners. Sie werden vielleicht einwenden, daß wir eben diesen Eichstrich nur statistisch festlegen können, da er uns in der Biologie nicht gegeben ist. Ganz so hoffnungslos liegt aber die Sache nicht. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich auf mein altes Beispiel vom normalen Gebiß zurückkomme, aber es ist besonders anschaulich und beweisend. Wer die Norm des Gebisses statistisch feststellen wollte, d. h. eine große Anzahl von Gebissen gesunder Menschen untersuchen und den Durchschnitt als Norm erklären, der würde natürlich ein defektes Gebiß, eine Minderzahl von Zähnen als Norm erhalten. Ich behaupte dagegen, man braucht gar kein normales Gebiß jemals zu sehen, ja man kann sogar dahinstellen, ob es ein vollkommen normales Gebiß wirklich gibt — und dennoch kann jeder nicht unbegabte Untersucher aus der Betrachtung eines mäßig defekten Gebisses die Idee der Gebiß-Norm entwickeln. Unsere Vorstellungskraft kann das Unvollkommene vervollkommnen. Wir sehen dem Gebiß an, daß in diese Lücke ein bestimmter Zahn gehört, wie dieser kariöse Zahn gesund aussehen würde, wie dieser schiefgestellte regelrecht in der Reihe stehen sollte. Die Norm sind 32 regelrecht gebildete und gestellte Zähne, daran kann die ausgedehnteste Statistik nichts ändern. Selbstverständlich muß diese Norm-Vorstellung nicht nur von der Erfahrung ausgehen,

sondern muß auch immer wieder an der Erfahrung, auch durch die Statistik geprüft und berichtigt werden. Nur daß die Erfahrung im gewöhnlichen äußeren Sinne des Wortes allein genügt, oder daß die Norm gar statistisch berechnet werden kann, bestreite ich.

Meine Auffassung der Norm-Idee ist z. B. von Lenz im Lehrbuch von Bauer-Fischer-Lenz anerkannt, und das ist ganz natürlich, denn wer den Blick auf die gesamte Natur, insbesondere auf die Deszendenztheorie richtet, wird sie nicht ablehnen können. Aber die meisten Mediziner, denen solche weitere Betrachtung ferner liegt, rechnen noch mit jener Durchschnittsnorm. Recht anschaulich ist in dieser Richtung das Kapitel über den „Normbegriff in der Personallehre“ von Kaup, im Handbuch von Brugsch-Lewy „Biologie der Person“. Das reale Ergebnis der statistischen Körpermessungen von Kaup ist zweifellos wertvoll, aber davon rede ich hier nicht. Ich will nur zeigen, daß seine Fassung des Begriffes Norm unglücklich ist. Ich meine, er hätte es selbst an seiner Abb. 8 erkennen müssen. Er stellt die gefundenen Maße an zwei sich schneidenden Kreisen dar. Welche Maße gemeint sind, ist hier gleichgültig. Der obere Kreis bezeichnet die Normalen, der untere entspricht einer Gruppe von Untauglichen. Der größere Teil beider Kreise ist identisch, d. h. für die Mehrzahl der möglichen Fälle besagt die Messung gar nicht, ob sie normal oder anormal sind. Und wenn man nun nicht den ganzen Kreis, sondern (wie es der Durchschnittsnorm entspricht) doch nur den Mittelpunkt des Kreises als Norm bezeichnet, so liegen die Norm und der Durchschnitt der Untauglichen nahe zusammen, beide in dem gemeinsamen Gebiet. Der erste Satz der Logik und die Grundlage allen wissenschaftlichen Denkens ist der Satz von der Identität oder vom Widerspruch. Nach ihm aber kann die Norm selbst, der Begriff, nicht im Gebiet des Unnormalen liegen. Die Norm muß also entweder im Gebiet des oberen Halbmondes liegen oder die festgestellten Zahlenverhältnisse sind zu einer wirklichen Norm eben nicht in unmittelbare Beziehung zu setzen.

Dazu nur ein Wort über den Sprachgebrauch. Man pflegt das nicht Unnormale das Normale zu nennen, d. h. also die große Menge der nicht allzuweit von der Norm Abweichenden. Gegen diesen Sprachgebrauch, dem ich hier selbst folge, um den Ausdruck „die Gesunden“ zu vermeiden, ist nichts einzuwenden. Aber es ist fehlerhaft, die Gesamtheit der Normalen als Norm zu bezeichnen. Die Norm ist der feste Punkt, der Eichstrich, nach dem wir normal und unnormal bemessen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich, wenn ich von Normbild rede, nicht ein statisches Bild, sondern ein dynamisches Gesetz meine, wie es in der „Persönlichkeit“ Erscheinung wird. Ob ein oder viele Exemplare dieser Norm voll-

kommen entsprechen, ist gleichgültig. Normal ist dann, was nicht allzuweit, nicht wesenhaft von der Norm verschieden ist.

Wie finden wir nun das Bild dieser Norm. Bis zu einem gewissen Grade ist es uns instinktiv gegeben, als vorwissenschaftliche Erfahrung, aber der Weg bis zu einer wissenschaftlichen Klärung des Normbildes ist weit. Man kann nur gleichzeitig das Bild der Norm und den psychopathischen Charakter deutlicher herausarbeiten durch Verbindung der theoretischen und empirischen Forschung. Ich muß es mir wegen der Kürze der Zeit versagen, auf die Methoden und die Anfänge in dieser Richtung hinzuweisen. Die Systeme von Klages und Utitz sind für unsere Aufgabe zu reichhaltig und kompliziert. Für unseren praktischen Zweck brauchen wir mehr ein bestimmendes, fruchtbares Einzelmoment als ein ausgearbeitetes System. Kretschmer hat mit großem Erfolge sowohl die theoretische Konstruktion wie die empirische Gruppierung bearbeitet, dringt also von beiden Seiten auf das Wesentliche vor, ohne daß aber die beiden Methoden schon ganz in Übereinstimmung gebracht sind. Es gilt also, den Punkt zu finden, von dem aus der natürliche Zusammenschluß gelingt. Ich darf seine Hauptgedanken wohl als bekannt voraussetzen. Wir werden nicht erwarten, auch noch so weitfassend, eine Art Charakterbild des Psychopathen umreißen zu können, sozusagen eine Art Gegennorm, da wir voraussetzen müssen, daß die Psychopathen in verschiedensten Richtungen von der Norm abweichen. Daß sie allgemein in der Richtung der Wertminderung abweichen, folgt ja aus der Definition der Norm als Höchstwert, und das habe ich in der Beibehaltung der alten Bezeichnung „Minderwertigkeit" im Titel angedeutet. Die Bezeichnung, die selbstverständlich auf eine biologische, nicht eine moralische Wertung zu beziehen ist, ist vielfach angegriffen, weil man in der Naturwissenschaft nicht werten dürfe. Nun gehören die subjektiven Wertungen nicht hierher, und auch die objektiven sind mit großer Zurückhaltung zu gebrauchen: aber man muß sich bewußt sein, welche Wertprinzipien in der Biologie, zumal in der Charakterologie nicht zu entbehren sind. Es gibt zwei Gruppen von Ärzten: die einen werten und sie wissen das, die anderen werten auch, wissen dies aber nicht — und gerade bei diesen schleichen sich begreiflicherweise unbewußt oft die grob-subjektiven Wertungen ein. So verleitet der Glaube an eine absolute Objektivität manche Autoren jede Wertung des psychopathischen Charakters zu monieren — und dann reden sie selbst unbefangen von einer „ungünstigen" Abweichung des Charakters!

Es gilt nun ein allgemeines Prinzip zu finden, das möglichst für die Abweichung aller Psychopathengruppen bezeichnend ist.

Kraepelin stellt die Entwicklungshemmung in den Mittelpunkt, er findet bei den Psychopathen eine kindliche Stufe. Nun gibt es ja Wirklich-Infantile, die man eher den Imbezillen als den Psychopathen zurechnen wird. Sonst aber darf man in der Kindlichkeit nichts Wesentliches für die Psychopathen sehen. Gewiß bleibt der Psychopath infolge seiner Defekte hinter dem Ziel des Normalen zurück, und diese Zurückgebliebenheit kann immer in irgend einer Beziehung dem Kinde verglichen werden, wie man ja auch den Altersschwachsinnigen kindisch zu nennen pflegt — aber irgendeine Wesensannäherung an das Kind ist darunter nicht zu verstehen.

Wohl mit mehr Recht kann man die Disharmonie in den Mittelpunkt stellen. Leider aber ist der Begriff „Harmonie“ kaum klarer als der der Norm selbst und seine Mehrdeutigkeit erlaubt jeden Mißbrauch. Möbius z. B. will eine Disharmonie bei Nietzsche finden, weil diesem die Begabung für Mathematik gefehlt habe (ich habe auf seine tatsächlichen Irrtümer in meiner Nietzsche-Pathographie hingewiesen, hier erwähne ich es nur um des Grundsatzes willen). Der Begriff Harmonie ist vollkommen verkannt, wenn man darunter versteht, daß alle Begabungen und Interessen gleichmäßig vorhanden sein sollen. Auch in der Musik heißt doch Harmonie nicht, alle Tonarten erklingen lassen, sondern im Gegenteil nur eine. So hat der harmonische Mensch ein überwiegendes Interesse und die anderen ordnen sich ihm in bestimmten — eben harmonischen — Verhältnissen unter. Was aber dies „harmonisch“ heißt, das festzustellen wäre erst unsere Aufgabe.

Ich glaube, der allgemeine Fehler bei den Versuchen, das wesentliche Prinzip zu finden, besteht darin, daß man die Seele nach Analogie eines Körpers aus Stoffen, Qualitäten und Strukturen aufbauen will. Diese Methode ist zwar zur Verdeutlichung notwendig, aber nur als Mittel. Man muß von der Erkenntnis ausgehen, daß die Persönlichkeit eine gegebene Ganzheit ist. Man kann weder von der Synthese noch von der Analyse ausgehen, sondern nur von der Ganzheit, sonst bleibt man außerhalb des Psychischen. Die Ganzheit vorausgesetzt, kann man durch Synthese und Analyse die wissenschaftliche Klärung weitertreiben.

Ganz überwiegend besteht die Neigung, die Seele nur als Strom von Reaktionen zu betrachten. Auch die Vortragenden dieses Kongresses schienen in dieser Auffassung übereinzustimmen, doch will ich darum meine andere Ansicht nicht verschweigen. Reaktionen kennen wir in der unbelebten Natur. Denken Sie an ein primitives Erlebnis: Wir sehen etwa auf einem Wege ein sich bewegendes Etwas. Im ersten Augenblick halten wir es für ein vom Winde bewegtes Papier, dann erkennen wir es als lebendes Tier. Welche verschiedene Auffassung zwingt uns zu so

grundverschiedenen Deutungen? Zuerst nehmen wir an, jenes Etwas sei rein reaktiv, mechanisch bewegt, dann erkennen wir, daß es sich spontan bewegt. Das spontane Geschehen ist die wesentliche Eigenschaft des psychischen Lebens. Selbstverständlich ist man in der Untersuchung meist auf Reaktionen angewiesen. Psychologische Betrachtung heißt aber, die Reaktionen zu untersuchen, um in ihnen die spontanen Trieb- und Willensrichtungen zu erkennen. Umgekehrt ist die fehlerhafte Methode, die alles spontane Handeln durchaus als reaktives Geschehen betrachten will, nur als Residuum des materialistischen Dogmas überhaupt noch zu verstehen. Was besagt etwa bei den Bildern von Geisteskranken, wie sie Prinzhorn veröffentlicht hat, die Frage, auf welche Reize sie Reaktionen sind? Ich meine, man betrachtet die Bilder gerade als Dokumente des Charakters, wenn man sie als spontane Äußerungen, nicht als Reaktionen betrachtet. Das Beste am Menschen wird unterschlagen, wenn man das Aktive, das Spontane in der Reaktion aufgehen läßt. Wenn ein Psychopath auf eine geringe Reizung einen Wutanfall bekommt, so ist diese übersteigerte Reaktion gewiß von Bedeutung. Aber gerade dies Reagieren nähert ihn doch mehr der neuropathischen Störung. Wenn aber ein Psychopath bei keiner Beschäftigung aushält, sondern immer etwas Neues sucht, wenn ein Kind die gute Behandlung in seiner Familie nicht verträgt, sondern sich herumtreiben muß, so kann man diesen spontanen Trieb doch nur künstlich als „Reaktion" deuten, und hier im spontanen Verhalten, in dem, was Klages als „Triebfedern" bezeichnet, müssen wir offenbar das Wesen der Entartung suchen. W. Köhler hat uns sehr erheiternd von seiner Amerikareise erzählt, wie die dortigen Psychologen immer nur von ihm wissen wollten, ob er alles mit dem Schema Reiz-Reaktion mache. Ich glaube, wir sollten hier nicht auf die amerikanische Mechanistik zurückfallen.

Wie aber finden wir innerhalb des spontanen Verhaltens den Punkt, von dem aus wir mit Erfolg die Unterscheidung durchführen können? Die bestimmten Unterscheidungen sind wohl ausnahmslos subjektive Wertungen gewesen. Wenn man sagt, der normale ist altruistisch, der Psychopath egoistisch, so kann das stimmen im Einzelfall, aber das Gegenteil kann ebenso stimmen. Wir müssen also, wenn wir ein einheitliches Prinzip finden wollen, ein solches suchen, das je nach seinem Grade verschiedene, ja entgegengesetzte Erscheinungen zur Folge haben kann; wir müssen dann sehen, wie die ganz verschiedenen Psychopathen sich in einen solchen Stufenbau eingliedern lassen.

Es ist das gleiche Verfahren, wie wir es bei den organischen Krankheiten anwenden. Wir gliedern etwa die Herzkrankheiten nach ätiologischen Faktoren und nach anatomischen Prozessen und Defekten.

Das führt zum natürlichen wissenschaftlichen System. Aber daneben brauchen wir die Einteilung nach den Graden der Funktionsstörung, die Stufen Kompensation, Dekompensation usw. Für diese Stufen sehen wir bewußt davon ab, welche Art der Herzkrankheit vorliegt. Und umgekehrt: um die verschiedenen Arten der Krankheit richtig diagnostizieren zu können, müssen wir vorher wissen, welche Veränderungen einfach durch den Grad der Kompensation hervorgebracht werden und darum nicht für spezielle Diagnostik verwandt werden dürfen. Ich habe diesen Weg schon in „Norm und Entartung" vorgeschlagen. Ich gestehe, daß meine Anregung nirgends befolgt wurde, aber ich gestehe auch, daß mir bisher kein besserer Weg bekanntgeworden ist.

Wir werden nicht sagen, daß jeder Normale in seinem Leben ein Ziel verfolgt, denn er kann instinktiv seinen Weg gehen, aber immerhin werden wir ihn so betrachten können, als ob er ein Lebensziel verfolge, wenn wir nur das Wort Ziel weit genug fassen. Also selbst den Vagabunden, so verdächtig er ist, werde ich nicht ohne weiteres als Psychopathen betrachten: es kann sein Lebensziel sein, ein Bild der weiten Welt zu gewinnen und sich dabei jeden äußeren Zwang zu entziehen. Ein Mensch, der weder bewußt noch unbewußt irgendeinem Ziele nachgeht, der also widerstandslos jedem äußeren Reiz, jeder inneren Regung nachgibt, ist ein haltloser Mensch und die Haltlosigkeit ist ein zentrales Moment der Psychopathie.

Welche seelische Eigenschaft ist es nun, die den Menschen einen richtigen Weg führen kann, die ihm die produktive Fähigkeit verleiht, etwas zu werden und zu leisten? Ich glaube, wir können diese Fähigkeit nur als Zusammenstimmen zweier Elemente der Seele verstehen. Viele Menschen glauben, das Verlangen nach Lust, oder wie man heute sagt, nach Lustgewinn, oder mindestens die Flucht vor Unlustgefühlen könne als einziges Motiv alles Handelns verstanden werden. Eine unbefangene Betrachtung widerlegt das. Wer eine produktive Idee hat, den treibt sie zur Ausführung, mag es ein Kunstwerk, ein wissenschaftliches Werk, eine politische Organisation sein. Gewiß, ein solches aus den Instinkten herauswachsendes Tun ist meist mit Lust verbunden, und wenn es nicht mit Lust verbunden ist, so wird es schnell erlahmen. Aber unbestreitbar fehlt gerade, wenn die treibenden Kräfte stark sind, das bewußte Verlangen nach Lust. Das Lust-Verlangen als Wurzel des produktiven Tuns anzusehen, ist eine rein rationalistische Deutung, die durch die wirkliche Beobachtung nicht gerechtfertigt wird. Erst wenn die produktiven Kräfte fehlen oder Aufgaben für sie nicht gefunden werden, pflegt das nackte Verlangen nach Lust herrschend zu werden. Wie nun

aus unserem Instinkt heraus ein Tun wächst und dieses Tun uns Lust bereitet, an die wir vorher gar nicht gedacht haben, ist nicht zu erklären. Es ist nicht zu erklären, warum der Künstler, den eine rätselhafte Macht zum Kunstschaffen treibt, nun in diesem Schaffen auch Lust empfindet. Wer Hunger hat, den treibt dieser zum Essen; aber keineswegs braucht er bewußt das Lustgefühl der Sättigung zu verlangen. Es ist weder logisch notwendig noch geschieht es in Wirklichkeit immer — wie es nach den üblichen wissenschaftlichen Deutungen geschehen müßte. In diese Übereinstimmung des Triebhaften oder auch bewußt zielsetzenden Willens im Menschen mit dem begleitenden oder folgenden Lustgefühl, das nun diese Triebrichtung unterstützt, ihr Halt gibt, in dieser unerklärlichen Übereinstimmung glaube ich das Grundgesetz der Norm zu erkennen. Wem diese Koinzidenz gänzlich fehlt, dem fehlt es an Liebe in jeder Form, an Liebe zu Menschen oder zu seinem Werk oder wenigstens zu seiner Lebensform. Wenn auch treibende Kräfte da sind, so können sie sich nicht gestaltend zusammenschließen, denn es fehlt die formende Kraft, die von beiden Seiten genährt sein muß. Auch irgendwelche ethische Gefühle können sich nur schwer entwickeln, wenn keine Spur Liebe zu irgendeinem anderen Menschen vorhanden ist. Die moral insanity ist daher die absolute Form der psychischen Entartung. Ein Knabe etwa, der seine Eltern zu ermorden versucht, und zwar nicht im Zorne, sondern mit kalter Überlegung, weil er sich ihr Geld aneignen will, kann wohl als Beispiel dieser Entartung gelten.

Ich konnte hier nur andeuten, wie aus dem Zusammenwirken der treibenden, strebenden Kräfte und der begleitenden und erfüllenden Gefühle die produktive Kraft, die Lebensformung, die Eingliederung in die Gesellschaft folgt. Das Maß dieser Gesamtkraft ist natürlich nicht entscheidend für die Unterscheidung der Psychopathen, sondern allein ihre Qualität, d. h. das mangelnde innere Zusammenwirken der beiden Komponenten. Nach dem Grade dieser Disharmonie habe ich nun vorgeschlagen, vier Stufen der Entartung zu unterscheiden, um die äußerlich ganz verschiedenen und selbst entgegengesetzten Wirkungen dieser Entartung zu verstehen.

I. Bei der ersten Stufe ist also die Lockerung zwischen dem produktiven Trieb und dem Lustgefühl noch gering. Es fehlt dann die sichere instinktive Zwecksetzung im Leben, der Mensch findet keine Aufgabe, keinen Beruf, der ihn instinktiv befriedigt, aber er ist doch noch kräftig genug, diese Leere auszufüllen: er gibt sich nach überlegter Wahl einer Aufgabe hin, ohne sie instinktiv zu lieben. Gerade die krampfhafte Art, mit der er sie packt, der kalte Fanatismus, verrät bisweilen die mangelnde Liebe. Es kann zu einem Vergraben in eine Aufgabe führen,

bei der alle anderen Lebenswerte verachtet werden. Es kann zur überwertigen Idee, zum paranoischen Affekt kommen.

Die Diskrepanz zwischen dem produktiven Trieb und dem Lustgefühl kann aber den Psychopathen auch nach der anderen Seite treiben: er sucht überhaupt nicht mehr nach einer Aufgabe, sondern unmittelbar nach „Lustgewinn". Das sind also Psychopathen, die überhaupt nicht zu ernster Tätigkeit fähig sind, sondern nur die Genüsse sinnlicher Vergnügungen, Alkohol, Morphium usw. suchen. Sie sind die krassen Hedonisten, während der Normale nach realer Wirkung nach außen strebt. Diese Genüsse stumpfen sich ab und verlangen immer stärkere Reize: so zeigt sich das Wesen der Psychopathie in den „Süchten". Eine natürliche Heilung der Sucht auf dieser I. Stufe der Psychopathie ist möglich, wie sich aus dem eben Gesagten ergibt: der Süchtige findet seine Lebensaufgabe im Ideal der Abstinenz, er wird Fanatiker.

Der Charakter des Psychopathen ist am besten verständlich, wenn wir ein bewußtes Lebensziel voraussetzen, aber wir müssen auch im reinen Triebleben die gleiche Störung finden können. Der Psychopath der I. Stufe kann nicht lieben, der Mann sucht den groben sexuellen Reiz, während das Weib nur nach dem Kinde als Lebensaufgabe verlangt, als Erlösung aus einem leeren Dasein.

II. Bei den Psychopathen der II. Stufe ist die Diskrepanz zwischen Trieb und Lustgefühl so stark, daß es ihnen nicht mehr gelingt, künstlich durch eine Aufgabe oder Lusterzeugung sich zu befriedigen. Ihnen fehlt jedes Erlebnis, das sie wirklich ausfüllt. Ihr Leben hat keinen „Sinn". Doch gibt es auch für sie noch einen Ausweg, einen Ausweg allerdings, der von außen gesehen, einer Erkrankung viel ähnlicher sieht als einer Heilung. Da sie in der realen Welt keine Aufgabe haben, so suchen sie eine Wirkung in einer Scheinwelt, einer Theaterwelt. Diese Stufe wird also besonders deutlich durch die sogenannten hysterischen Charaktere dargestellt. Man nennt die Psychopathen oft egoistisch, aber es ist sehr zweifelhaft, ob sie sich in dieser Beziehung von den Normalen unterscheiden. Aber egozentrisch sind diese Psychopathen. Der Egoist wirkt sein Ich in die Außenwelt aus, der Egozentrische spiegelt sein Ich, er vergißt es nicht im Werke, er fühlt sich nicht als Mitwirkender im Leben, sondern er spielt eine Rolle auf dem Theater. Das sind die Hochstapler und Schwindler, die Phantasten, die Unfallsneurotiker, die Halb-Simulanten, viele Haftpsychotiker. Man nennt die hysterischen Charaktere oft die „Geltungsbedürftigen". Das ist unzweckmäßig, denn ohne Geltungsbedürfnis ist auch das Ehrgefühl des Normalen kaum möglich. Aber die Psychopathen begnügen sich mit einer unechten Geltung. Wo sie noch zu künstlerischen Leistungen fähig sind, fühlen

sie sich in fremde Seelen ein, tragen sie wirkungsvolle Masken. Meist sind sie auch zu solchen Leistungen nicht fähig, auch nicht fähig, fremde Werke zu lieben: dann spielen sie die überlegenen Skeptiker, die zersetzenden Kritiker. Als unechte Charaktere kann man sie am besten bezeichnen, denn der feste Kern des Charakters, der Charakter im höheren Sinn fehlt ihnen. Unecht sind selbst ihre Krankheiten. Im sexuellen Leben entspricht dem Begehrlichkeit ohne Potenz, Mangel an Liebe zu den Kindern.

III. Nur wenige Worte noch über die III. Stufe. Ich rechne dazu die Psychopathen, in denen die Beziehung des Triebes und der Lust paradox geworden ist, deren natürliche Triebe mit Unlust verbunden sind. Es gibt Psychopathen, die einen unüberwindlichen Ekel am Leben haben, aus diesem Triebe Selbstmord begehen, die sich zu verstümmeln suchen, denen der Gedanke an Nachkommenschaft widerwärtig ist. Während die Psychopathen der II. Stufe den Normalen, ja, den Genialen theatralisch nachahmen, also die Lebenswerte doch anerkennen, ist die Aufgabe dieser schweren Stufe, wo sie eine finden, dem Sinn des Lebens entgegengesetzt. Wo sie psychogene Krankheiten produzieren, da geschieht es ohne äußere Zwecke. Die Krankheit an sich, die „Selbstpeinigung“ kann ihr Beruf werden. Ebenso, wenn sie Querulanten sind, wollen sie nicht Recht bekommen, sondern immer wieder das Wohlbefinden der Gesellschaft, wie ihr eigenes zerstören. Sie sind nicht grausam aus Machtbedürfnis, sondern sie haben einen unmittelbaren Trieb zum Quälen. Sie können auch Moralisten sein, aber ihr Moralismus ist dann nur Neid gegen blühendes Leben. Natürlicher ist ihnen die Rolle des alles zerstörenden Anarchisten.

IV. Über die IV. Stufe habe ich hier nicht zu reden, denn sie gehört meines Erachtens nicht mehr zur Charakterologie, sondern allein zur Pathologie. Ich rechne dazu schwer neurotische und psychopathische Zustände, die uns psychologisch nicht mehr verständlich sind.

Ich will schließen mit der Erinnerung, daß dieser Versuch der Gliederung, den ich ganz kurz skizziert habe, nur Grade, nicht Arten der Psychopathie umgrenzen soll. Die Arten müssen wie gesagt, vor allem durch die Erblichkeitsforschung festgestellt werden. Um aber den Erbgang festzustellen, braucht man methodische Vorarbeit.

Wenn andere Prinzipien für diese Vorarbeit zweckmäßiger sich erweisen, werden sie willkommen sein. Es handelt sich nicht um eine theoretische Spekulation, sondern um den Versuch des Praktikers, der aus den Schwierigkeiten der Behandlung und der Begutachtung der Psychopathen einen Weg zu einer besser fundierten wissenschaftlichen Auffassung sucht.

Korrigenda

Im Vortrag F. Kraus: Medizinisches über die Beziehungen von Konstitution, Temperament und Charakter:

S. 29, 3. Absatz, 7. Zeile lies: Intuition (statt Intention)

S. 32, 12. Zeile von oben lies: Schwingungen (statt Schwingen).





JOHANN AMBROSIUS BARTH / VERLAG IN LEIPZIG C1